

Nina Bartsch
Simone Schultz-Balluff (Hg.)

Perspektivwechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie

Band 2: Grenzgänge und Grenzüberschreitungen

Zusammenspiele von Sprache und Literatur
in Mittelalter und Früher Neuzeit

ESV ERICH
SCHMIDT
VERLAG

ESV ERICH
SCHMIDT
VERLAG

Perspektivwechsel *oder*: Die Wiederentdeckung der Philologie

Band 2: Grenzgänge und
Grenzüberschreitungen

Zusammenspiele von Sprache und Literatur
in Mittelalter und Früher Neuzeit

Herausgegeben von

Nina Bartsch

und

Simone Schultz-Balluff

ERICH SCHMIDT VERLAG

Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter
[ESV.info/978 3 503 16580 3](http://ESV.info/978%203%20503%2016580%203)

Gedrucktes Werk: ISBN 978 3 503 16579 7
eBook: ISBN 978 3 503 16580 3

Alle Rechte vorbehalten
© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2016
www.ESV.info

Ergeben sich zwischen der Version dieses eBooks
und dem gedruckten Werk Abweichungen,
ist der Inhalt des gedruckten Werkes verbindlich.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
<i>Nina Bartsch und Simone Schultz-Balluff</i> , Wiederentdeckung der Philologie: Perspektiven auf Kontaktpunkte von Sprache und Literatur durch Grenzgang und Grenzüberschreitung. Eine Einleitung	11
I. Begriff – Bedeutung – Semantik	
<i>Manfred Eikelmann</i> , <i>sprichwort</i> . Beobachtungen zum Verhältnis von Wort-, Wissens- und Literaturgeschichte am Beispiel einer poetologisch-generischen Bezeichnung	27
<i>Kurt Gärtner</i> , <i>benamen</i> – die Geschichte eines Lieblingswortes Hartmanns von Aue	53
<i>Natalia Filatkina</i> , <i>Darumb kam eine seer grosse furcht vnd schrecken in das Volck. angest vs. vorhte</i> – Martin Luther als Wendepunkt?	67
<i>Eckhard Meineke</i> , Ein verrenkter Pferdefuß und seine Heilung. Zum Zweiten Merseburger Zauberspruch	91
II. Fachsprache – Fachwissen – Fachdiskurse	
<i>Luise Borek und Andrea Rapp</i> , <i>mit volblanker varwe und trachenvar</i> . Fellfarben von Pferden in der mittelhochdeutschen Literatur	151
<i>Frauke Thielert</i> , Zwischen Rechtsformel und rhetorischem Stilmittel: Zur Bedeutung und Funktion von Paarformeln in Hartmanns von Aue „Iwein“	173
<i>Simone Schultz-Balluff</i> , Mit Geselle Hund aus einem Trog gegessen. Überlegungen zur (Re-)Konstruktion von Wissensbereichen über Textsortengrenzen hinweg am Beispiel des ‚Leithundes‘	201
III. Materialität – Medialität – Variabilität	
<i>Timo Reuvekamp-Felber</i> , Der Codex als Kontext. Aktualisierende Lektüren eines Tagelieds in der mittelalterlichen Manuskriptkultur	225
<i>Daniel Pachurka</i> , <i>memoria et amicitia</i> : Ein Stammbuchblatt des Wolfgang Arnurus († 1573) aus dem Jahre 1569	245
<i>Claudine Moulin</i> , <i>Nach dem die Gäste sind, nach dem ist das Gespräch</i> . Spracharbeit und barocke Tischkultur bei Georg Philipp Harsdörffer	261
<i>Andreas Beck</i> , Mönche, Mauern und Embleme. Architekturemblematik im Kreuzgang des Klosters Wetttenhausen (1680/90)	289

Inhaltsverzeichnis

IV. Sprache – Literatur – Poetik

<i>Nadine Krolla</i> , Grenzgänge der Interpretation. Zur Harpin-Episode im „Iwein“ Hartmanns von Aue	379
<i>Elke Brüggemund und Dorothee Lindemann</i> , Unschärfen. Überlegungen zur Syntax des „Parzival“	397
<i>Christina Lechtermann</i> , Grenzannäherungen in den ‚Marien-Liedern‘ des Bruder Hans	433
<i>Bernd Bastert</i> , Zwischen Artus und Jesus. Lewe als Grenzgänger im „Herzog Herpin“	455
<i>Benedikt Jeßing</i> , Sprachgeschichte und Gattungsgeschichte des Romans	469
<i>Monika Schmitz-Emans</i> , Sprachspiele frühneuzeitlicher und barocker Literatur im Kontext zeitgenössischer Poetiken: Beiträge zur historisierenden (Re-)Konstruktion experimentellen Schreibens	491

V. Vermitteln – Verstehen – Reflektieren

<i>Reinhold F. Glei</i> , Grammatik oder Nonsense? Grenzgänge bei Virgilius Maro Grammaticus	511
<i>Ilka Lemke</i> , ‚Historisch bedingte‘ Zweifelsfälle als Gegenstand von Sprachreflexion am Beispiel von Klassenschwankungen starker und schwacher Verben	523
<i>Thomas Bein</i> , Vom Umgang mit Textvarianz im akademischen Unterricht ...	545
<i>Nina Bartsch</i> , <i>so ist iuwer ère verlorn</i> : Neue Wege der Vermittlung mittelalterlicher Literatur und Sprache	565

Vorwort

Zu Ehren der Forscherpersönlichkeit Klaus-Peter Wegera einen Sammelband zu konzipieren, stellt eine große Herausforderung dar, wenn es darum geht, seine wissenschaftliche Tätigkeit als Linguist sowie Mediävist und sein ausgeprägtes Interesse an didaktischen Fragestellungen angemessen abzubilden. Mit Hilfe unserer zahlreichen Beiträger/innen, bei denen wir uns aufs Herzlichste bedanken, ist es uns gelungen, einen ‚Zweibänder‘ zusammenzustellen, der im ersten Teil unter dem Titel „Sprachdaten und Grundlagenforschung in der Historischen Linguistik“ sprachwissenschaftliche und im zweiten Teil unter dem Titel „Grenzgänge und Grenzüberschreitungen“ Beiträge zum Zusammenspiel von Sprache und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit vereint. Beide Bände zusammen spiegeln inhaltlich den Facettenreichtum von Klaus-Peter Wegeras wissenschaftlichem Wirken wider und darüber hinaus natürlich auch die Wertschätzung, die die Herausgeberinnen und die Beiträger/innen ihm entgegenbringen. Der beiden Bänden gemeinsame Titel „PerspektivWechsel“ referiert auf die dauerhafte initiierende Kraft und Bereitschaft Klaus-Peter Wegeras, mit Blick auf denselben Gegenstand immer wieder neue Perspektiven einzunehmen und letztlich auch scheinbar nicht zu vereinbarende Sehweisen miteinander zu verbinden – eine Bereitschaft, die immer auch prägend auf seine Schüler/innen gewirkt hat. „PerspektivWechsel“ meint sowohl linguistische Impulse, Verfahrensweisen und Denkmodelle, die frischen Wind in die germanistische Mediävistik bringen, als auch eine genaue Kenntnis der Quellen und ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung, die die Grundlage für die Auswertung von Sprachdaten bilden, sowie die Verbindung von historisch-linguistischen Forschungsergebnissen mit der Sprachgeschichte. Die Forscherpersönlichkeit Klaus-Peter Wegera steht für uns daher für eine „Wiederentdeckung der Philologie“, in deren Verständnis es wieder verstärkt darum gehen sollte, die Erkenntnismöglichkeiten der Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften miteinander zu vereinen.

Unser Dank gilt den zahlreichen Beiträgerinnen und Beiträgern.

Er gilt dem Erich Schmidt Verlag, namentlich Frau Dr. Carina Lehnen, die sich auf dieses ungewöhnliche Unternehmen eingelassen hat, und Verena Haun, für die engagierte verlagsseitige Betreuung des Bandes.

Dem Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum danken wir für eine großzügige finanzielle Unterstützung des Projektes.

Melanie Banken und Roxana Kotula danken wir für ihren unermüdlichen Einsatz bei der Einrichtung der Beiträge.

Vorwort

Abschließend danken wir Klaus-Peter Wegera. Für Anregungen und Anstöße; für Diskursfähigkeit und Streitbarkeit; für Ideen, Gelegenheiten und langen Atem.

Nina Bartsch
Sarah Kwekkeboom

Simone Schultz-Balluff
Sandra Waldenberger

Bochum, im September 2015

Einleitung

Nina Bartsch und Simone Schultz-Balluff

Wiederentdeckung der Philologie: Perspektiven auf Kontaktpunkte von Sprache und Literatur durch Grenzgang und Grenzüberschreitung. Eine Einleitung

1. Grenzgang – Grenzüberschreitung – Perspektivwechsel

Der Germanistik des 19. Jahrhunderts ist eine Aufspaltung der einzelnen Disziplinen (noch) unbekannt, sie übt sich in einem universalen Blick auf ihren Gegenstand. Erst die spätere Ausdifferenzierung der einzelnen Teilbereiche führt zu einer individuellen, eigenständigen und damit zugleich isolierenden Fokussierung, in deren Folge es auch immer wieder zu einer mehr oder weniger intensiv ausgeprägten Grenzziehung zwischen den einzelnen Disziplinen kommt. Die ‚Wiederentdeckung der Philologie‘ versteht sich daher als eine im Sinne einer Rückkehr zu dieser universalen Wahrnehmung stehende Forderung: Über die Wiederentdeckung soll so durch Anpassung, Aktualisierung und Modernisierung, durch Synergie und auf Grundlage neuer Forschungsstände ein Weiterentdecken möglich werden.

Auf konzeptioneller Ebene folgt der hier vorliegende Sammelband daher den von Hermann Paul grundgelegten Prinzipien der Sprachgeschichte, die das Entwirren des Zusammenspiels und der Wechselwirkungen der Kräfte als Bedingung der Zusammenschau – verstanden als Kulturgeschichte – präzisieren, denn „wo es sich um irgend einen Zweig menschlicher Kultur handelt“, treiben „sehr verschiedenartige Kräfte, deren Wesen zu ergründen die Aufgabe sehr verschiedener Wissenschaften ist, zeitgleich in stätiger Wechselwirkung ihr Spiel.“¹ Die hier von Paul beschriebenen verschiedenen Wissenschaften benennen zwar Grenzen, ohne dabei jedoch eine aktive Grenzziehung zu produzieren oder zu vollziehen:

[D]ie Prinzipienlehre [hat] gerade das Ineinandergreifen der einzelnen Kräfte ins Auge zu fassen, zu untersuchen [...]. Selbstverständlich muss man, um das Ineinandergreifen des Mannigfaltigen zu verstehen, möglichst klar darüber sein, welche einzelnen Kräfte dabei thätig sind und welches die Natur ihrer Wirkung ist.²

Für Paul muss dem „Zusammenfassen“ dabei das „Isolieren“³ vorausgegangen sein, eine Forderung, die auch für die Konzeption und Umsetzung des vorliegenden Bandes als programmatisch und wegweisend gelesen wurde.

¹ Hermann Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte, 3. Aufl., Halle/Saale 1898, §1.

² Ebd.

³ Ebd.

Für die Kulturgeschichte ist die von Paul geforderte Bemühung um die Prinzipienfrage als komplexe Herausforderung zu sehen – insbesondere im Vergleich zu den Naturwissenschaften:

Sie hat es im allgemeinen mit viel komplizierteren Faktoren zu thun, deren Gewirr, so lange es nicht aufgelöst ist, eine exakte Erkenntnis des Kausalzusammenhangs unmöglich macht.⁴

Eine Eingrenzung der einzelnen Disziplinen ist hinsichtlich einer ziel-, aber auch weiterführenden Forschungstätigkeit durchaus notwendig, an diese muss sich in der Folge jedoch immer eine ‚Entgrenzung‘ – verstanden als das Zusammenfassen im Sinne Pauls – anschließen. Das Entwirren dieses Gewirrs bzw. das Isolieren, das dem Zusammenfassen vorangeht, durchzieht prägend die Forschungen Klaus-Peter Wegeras. In seiner Mahnung, „ernsthafte philologische Arbeit“⁵ zu betreiben, gelangt die Forderung nach einer Rückbesinnung auf die Ursprünge der Philologie unter einer modernisierenden Betrachtung deutlich zum Ausdruck.

Ernsthafte philologische Arbeit erfolgt dabei immer auf unterschiedlichen Ebenen, sie überschreitet aber grundsätzlich Grenzen und definiert – zumeist erfolgreich – erkenntnisbringende Kontaktpunkte. Am Anfang der Auseinandersetzung steht dabei die Reflexion und Bewertung der Quellensituation und deren versierter Einbezug, um so z.B. die „relative Festigkeit“ und „relative Variabilität“ angemessen einbeziehen und bewerten zu können, da beide eine „besondere Rolle im Rahmen kreativer Spracharbeit“ innehaben.⁶ Dabei ist Spracharbeit nach Wegera nicht nur als „bewusste und reflektierte Arbeit an Sprache“ zu verstehen⁷, sondern zeigt bis in die Faktur literarischer Gebilde hinein gerade den „spielerisch kreativen Umgang mit Sprache“⁸ auf, der auch „bewusste Verstöße gegen Usus und Normen einschließt“⁹, die auch als „Spuren bewusster Reflexion“¹⁰ zu lesen sind. Sprachliche Faktur und das Spiel mit Sprache werden hier eben nicht isoliert, sondern in der Zusammenschau als poetische Kunstgriffe zusammengeführt.

Die Beschreibung unterschiedlicher Kraftfelder sowie deren Ineinandergreifen werden in Anbindung an die Arbeit am Begriff und dessen Bedeutung(en) fruchtbar gemacht, sodass eine Rückkoppelung literarischer Konzeptualisierungen an kogni-

⁴ Ebd., §2.

⁵ Klaus-Peter Wegera: VND MACHET SIE MIT GESEHENDEN AUGEN BLIND. Zum Problem von Editionen als Datenquellen für sprachhistorische Untersuchungen, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 134, 2015, S. 77–95, hier S. 87.

⁶ Ebd.

⁷ Klaus-Peter Wegera: ‚Spracharbeit‘ im Mittelalter, Paderborn 2011, Vorträge Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste: G, Geisteswissenschaften, 431, S. 5.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd., S. 17.

tive Wandelprozesse und semantische Verschiebungen möglich wird.¹¹ Dabei werden die „Rahmenbedingungen [...] von verschiedenen Kraftfeldern geprägt, die auf die Entwicklung eines Begriffes einwirken.“¹²

Die von Wegera im Rahmen seiner Überlegungen zu den Grundlagenproblemen einer neuen Mittelhochdeutschen Grammatik erhobene Forderung nach einer „sinnvolle[n] Streuung der Textsorten“¹³ kann inzwischen auch als richtungweisend für weiterführende semantische oder konzeptorientierte Arbeiten angesehen werden. Textsortenvielfalt, d.h. eine die Textsorten und Texttypen übergreifende Arbeitsweise, die vor allem für die neue Mittelhochdeutsche Grammatik wegweisend ist, eröffnet schließlich Horizonte und lässt durchaus als künstlich zu bezeichnende Gattungsgrenzen nicht in jedem Fall zielführend, sondern eher den Blick einschränkend erscheinen, wenn es darum geht, konzeptionelle Systeme, die sich auf der Basis sprachlicher Analyse ermitteln lassen, schließlich als Teile mittelalterlicher Wissenssysteme zu begreifen.¹⁴

Diese Bereitschaft zum Grenzgang und damit verbunden auch zum Überschreiten von Grenzen durch unkonventionelle Denkweisen, die Entwicklung innovativer Zugänge und Sehweisen sowie die Übernahme fremder, unbekannter oder neuer Perspektiven führt häufig zur Verknüpfung dessen, was bisher isoliert stand und deckt bislang unbekannte Kontaktpunkte auf. Bewegung, Prozess und das Schärfen des Blickes sind daher die sich über den Begriff ‚Perspektivwechsel‘ fassenden Aspekte, unter denen die Beiträge in diesem Band versammelt sind. Grenzüberschreitungen beginnen im Kleinen, da der Teufel doch häufig im Detail zu finden ist: Am Anfang steht ein Phänomen, ein Problem, häufig ist es klein und unbeachtet, erweist sich für den Sprach- und Literaturwissenschaftler aber doch als Stolperstein, hinter oder vielmehr unter dem sich eine neue Aufgabe verbirgt und manchmal bereits seit Jahren oder Jahrzehnten ein unbeachtetes Dasein fristet. Bedeutsamkeit erlangt dieses Detail durch einen (scheinbaren) Widerspruch, in dem es steht: Ein Widerspruch zwischen seiner Realität und der Wahrnehmung in der Forschung oder vielleicht ein Widerspruch zwischen seiner historischen und gegenwärtigen Gestalt, sodass es nicht die Kontinuitäten, sondern die Brüche sind, die zur Auseinandersetzung anregen. Von Interesse ist damit alles das, was quer liegt. Das bedeutsam gewordene Detail wird analysiert und generalisiert. Auf breiter Basis wird sein Status als Einzelfall überprüft und sein Stellenwert dabei häufig revidiert, das Detail bekommt Gesellschaft und bedarf nun der genaueren Beschreibung, für die es bisher

¹¹ Ebd., S. 20.

¹² Ebd., S. 19.

¹³ Klaus-Peter Wegera: Grundlagenprobleme einer mittelhochdeutschen Grammatik, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, hg. v. Werner Besch u.a., 2. Aufl., Berlin, New York 2000, 2. Halbbd., S. 1304–1320, hier S. 1309.

¹⁴ Klaus-Peter Wegera: „mich en habe diu âventiure betrogen“: Ein Beitrag zur Wort- und Begriffsgeschichte von *âventiure* im Mittelhochdeutschen, in: Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann, hg. v. Vilmos Ágel u.a., Tübingen 2002, S. 229–244, hier S. 233.

keine oder nur unzureichende Begrifflichkeiten gibt. Ausgehend von einer so verstandenen Grenzüberschreitung ergeben sich Zusammenspiele von Sprache und Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, die Sprach- und Literaturwissenschaften in Dialog miteinander bringen, neue Kontaktpunkte definieren, neue Perspektiven eröffnen und initierend auf die Entwicklung weiterführender Fragestellungen wirken können. Die hier versammelten Beiträge skizzieren ausgehend von unterschiedlichen Themenfeldern, die insbesondere Aspekte von Semantik, Medialität, Materialität, Variabilität und Vermittlungsstrategien diskutieren, den ‚Mehrwert‘ dieser gesamtphilologischen Sicht – ganz im Sinne Thomasins von Zerklære:

wir haben chvnft vil gefchriben.

Der sint avz erwelt siben.

Lift haizz wir di chvnft.

Vnd haizzens frai wan niemen wñft

Der sich drân verlaz haben mære

Man vindet da wñnechleich lêre.

(Thomasin von Zerklære „Der welsche Gast“, Cod. Pal. germ. 389, fol. 138^v,3-8)

2. Die Beiträge dieses Bandes

Im ersten Teil des Bandes sind unter dem Titel ‚Begriff – Bedeutung – Semantik‘ Beiträge versammelt, die sich dem Grenzbereich von Bezeichnung und Bezeichnetem widmen, indem sie ein Wort, eine Wortgruppe oder eine Phrase in das Zentrum stellen und davon ausgehend Begrifflichkeit, Bedeutung und Semantik thematisieren.

Der poetologischen Selbstbezeichnung der literarischen Kleinform ‚Sprichwort‘ widmet sich **Manfred Eikermann** in seinem Beitrag und macht das sich zeitgenössisch durch terminologische Unschärfe auszeichnende mittel- und frühneuhochdeutsche *sprichwort* zum Ausgangspunkt seiner Beobachtungen, die sich im Grenzbereich von Wort-, Wissens- und Literaturgeschichte verorten lassen. In einem mehrstufigen Verfahren, das ausgehend vom Einzeltext bis hin zu Diskurskontexten und Kontexten der Literatur allgemein strukturiert ist, zeichnet Eikermann konkret die Konzeptualisierung dieser poetologischen Selbstbezeichnung nach; die Näherung erfolgt dabei über Äquivalente des nhd. *Sprichwort*, zentral ist jedoch das mhd./frnhd. *sprichwort*. Über die Ermittlung von Kontextualisierungen, Verwendungsweisen, Kollokationen und schließlich Verfahren der Semantisierung wird, insbesondere mit Blick auf konkurrierende Bezeichnungen, eine Klärung des Bedeutungsgehalts angestrebt. Bei dieser, einem historisch semantischen Ansatz verpflichteten Methode, die „Wortgeschichte, Textsemantik, kulturelle und literarische Kontexte“ verbindet, wird das Changieren der Bedeutung zwischen Semantik und Pragmatik besonders deutlich. Schließlich gelingt Eikermann das Herausarbeiten eines differenzierten Spektrums an Bedeutungsweisen, das drei Bedeutungskomponenten bereithält und so das zugrunde liegende Konzept umreißt, indem Entwicklungslinien vom ersten Aufkommen bis in die frühe Neuzeit hinein skizziert werden.

Die Geschichte eines Lieblingswortes Hartmanns von Aue zeichnet **Kurt Gärtner** nach; in seinem Beitrag zeigt Gärtner, dass das anfangs, d.h. in frühmittelhochdeutscher und frühhöfischer Zeit, semantisch stabile *benamen* eine Wortkarriere durchläuft, an der Hartmann von Aue maßgeblichen Anteil hat. Über die Analyse von Morphologie, Semantik und Kontext und unter Auswertung von Varianten in der handschriftlichen Überlieferung der *benamen*-Textstellen im gesamten Werk Hartmanns gelingt der Nachweis, dass die Bedeutung aktiv durch den Autor bestimmt wird, der in den frühen Werken die althergebrachte Bedeutung verwendet, sich aber davon löst und ein eigenes Bedeutungsfeld über die Verwendung als Phrase eröffnet. Dabei wird der Frage nach der Aufhebung der Adverbialisierung einerseits und der Verwendung der ‚durchsichtigen‘ Präpositionalphrase andererseits nachgegangen. Abschließend widmet Gärtner sich Fragen der Rezeption und stellt heraus, dass Gottfried von Straßburg sowie Wolfram von Eschenbach und schließlich auch Rudolf von Ems dem Vorgehen Hartmanns von Aue folgen.

Natalia Filatkina hinterfragt die oft betonte Rolle Martin Luthers als Wendepunkt, die sie anhand der Semantiken der beiden nahestehenden Lexeme *Angst* und *Furcht* untersucht. In ihrem Beitrag eröffnet Filatkina die Frage danach, wie sich die Bedeutung jeweils allein darstellt, aber auch, inwieweit die semantische Entwicklung des einen Lexems auf die Entwicklung des anderen wirkt (z.B. einschränkend). Ausgehend vom Mittelhochdeutschen erfolgt eine intensive Kontextanalyse der Belege in Luthers Bibelübersetzung – zunächst von ‚Angst‘, dann von ‚Furcht‘ – vor allem auch in Bezug zur lateinischen Form der Vulgatafassung, sodass ein grundlegender Einblick in die semantischen Veränderungen beider Lexeme im Gebrauch bei Luther geboten wird, der schließlich die These untermauert, dass Luther eben nicht als „semantischer Erneuerer“ oder gar „Wendepunkt“ zu verstehen ist, denn Luther knüpft an eine Entwicklung an, die bereits vor ihm einsetzt, sodass seine Rolle als Autor und semantischer Begründer durchaus kritisch gesehen werden muss. Mit dem Beitrag nimmt eine umfangreichere Untersuchung der Semantik und „diachronen Dynamiken“ dieser Emotionen bzw. Emotionswörter ihren Anfang, deren weiterführendes Ziel es ist, einen umfassenden Beitrag zur Kulturgeschichte und historischen Emotionsforschung auf der Basis von breitem Belegmaterial und ausgehend von einer sprachlichen Analyse vorzulegen.

Mit seinem Beitrag zum Zweiten Merseburger Zauberspruch legt **Eckhard Meineke** ausgehend von der Analyse der Wortform *birenkict* eine Neuinterpretation des gesamten Spruchs vor. Die semantisch synchron angelegten Ausführungen befassen sich mit Aspekten der Semantik und des Kontextes, der Wortbildung und der Morphologie und legen einen Schwerpunkt auf die Aktionsarten von Verben. Daneben werden textübergreifend Parallelstellen der frühmittelalterlichen Zeit herangezogen; vor allem parallele Formen aus dem Altenglischen werden argumentativ dafür stark gemacht, dass dem ansonsten positiv konnotierten *birenken* eine negative Semantik zuzuweisen ist. Mit dieser Sichtweise hebt Meineke sich von der bisherigen Forschung deutlich ab und greift einen Ansatz vom Beginn des 20. Jahrhunderts auf, den er verfolgt und durch die aktuellen Ergebnisse die ursprünglich nur unzureichend begründete These schließlich stärkt. Dabei geht es u.a. um die Widerlegung der lange und immer wieder vertretenen Annahme, *birenkict* bedeute ‚verrenkt‘;

sehr detailliert argumentiert Meineke in die Richtung einer Bedeutung ‚eingrenkt‘, was letztlich auch eine Neuperspektivierung der Verwandtschaftsbeziehungen der genannten Akteure zur Folge hat. Abgerundet wird der Beitrag durch eine vergleichende Analyse weiterer Sprüche und Segen, den Abschluss des Beitrags bildet eine Neu-Übersetzung des Zweiten Merseburger Zauberspruchs, die alle vorhergehenden Überlegungen einbezieht.

Während die ersten vier Beiträge ein Lexem in das Zentrum der Betrachtung stellen und die Relevanz kontextueller Faktoren für die Entschlüsselung der Semantik verdeutlichen, ist den Beiträgen des zweiten Teils gemein, dass sie zwar ebenfalls von Lexemen oder Phrasen und ihrer Bedeutung ausgehen, dabei jedoch deutlicher die fachbezogene Diskursivität herausarbeiten wollen. Damit halten sich die folgenden unter dem Titel ‚Wortschatz – Fachsprache – Fachwissen‘ versammelten Beiträge an den Grenzen von Fachthemen und Textsorten auf und diskutieren das jeweilige themen- und textsortenübergreifende Wechselspiel.

Mit ihren Ausführungen zu Fellfarben von Pferden in der mittelhochdeutschen Literatur wählen **Luise Borek** und **Andrea Rapp** einen kulturwissenschaftlichen Ausgangspunkt: Ausgehend von der Bedeutung, der Relevanz und dem Ansehen des Pferdes in der mittelalterlichen Gesellschaft machen Borek und Rapp eingangs klar, dass zeitgenössische Bezeichnungen und Beschreibungen der Fellfarben von Pferden eindeutig dem Sprach- und Kulturwandel unterliegen. Über eine lexikographische Klärung von *volblank* und *trachenvar* werden in dem Beitrag Deutungsansätze für Verwendungsweisen in der höfischen Epik (z.B. Wolframs von Eschenbach „Willehalm“, Hartmanns von Aue „Iwein“) geboten und schließlich wird das semantische Spektrum der Fellfarben zwischen konkreter Farbbezeichnung und Oberflächeneindruck, z.B. Glanz, skizziert. Gerade die uneindeutige Semantik von Pferdefellfarben muss wohl als sprachlicher Kunstgriff der Epik verstanden werden, um Motivfelder miteinander zu verknüpfen, und so veranschaulichen Borek und Rapp die Möglichkeit der Ausweitung des Motivfeldes über das Wortfeld. Mit dem Beitrag gelingt es, über die Entschlüsselung der Semantik von Farben die Grenzüberschreitung von Linguistik einerseits und Kultur- und Literaturwissenschaft andererseits vor Augen zu führen.

Den Ausgangspunkt des Beitrags von **Frauke Thielert** bildet die Feststellung des Gebrauchs identischer Paarformeln in Rechtstexten und in der Epik und damit verbunden die Frage nach der jeweiligen – identischen oder abweichenden – Kontextualisierung und damit Semantik der Phrase als Ganze. Am Beispiel ausgewählter Paarformeln in Hartmanns von Aue „Iwein“ wird dezidiert deren Bedeutung und Funktion nachgegangen. Dafür überträgt Thielert einen von ihr modifizierten theoretischen Ansatz aus der Phraseologie auf die Epik und kann die noch immer weit verbreitete Ansicht, Paarformeln käme rein rhetorische Funktion zu, zurückweisen, indem sie herausarbeitet, wie eng die Funktion und Bedeutung der Paarformeln im „Iwein“ und in den Rechtstexten beieinander liegen. Nicht nur die bewusste Nähe zu Rechtsformeln, sondern auch eine differenzierte Funktion beim Einsatz im epischen Text wird mit dem Beitrag herausgestellt.

Simone Schultz-Balluff stellt die Urjans-Episode aus Wolframs „Parzival“ an den Beginn ihrer Überlegungen zu textsortenübergreifenden (Re-)Konstruktions-

und Verständnismöglichkeiten. Ausgehend von der sich aus dem Wechselspiel zwischen Festlegung eines Strafmaßes, dessen Revision und der Festlegung eines neuen Strafmaßes resultierenden Ambivalenz verweist Schultz-Balluff vorerst auf die für das Verständnis der Textstelle zentrale Bedeutung von *vorlouft* und *leithunt*, mit denen Urjans schlussendlich vier Wochen lang aus einem Trog essen muss. Für den sich hier eröffnenden Fach- und Sachdiskurs reichen dem zeitgenössischen Rezipienten bereits Hinweise oder Anspielungen, um den dahinter liegenden Wissensbereich ‚Jagdhund‘ erschließen zu können, dem heutigen Rezipienten versperrt sich dieser *ad hoc*-Zugang zu diesem sowie anderen Wissensbereichen, sodass ein tiefergehendes Verständnis der entsprechenden Textpassage erschwert wird. Die dafür notwendige Analyse der Verwendungsweise von *leithunt* wird – exemplarisch für Epik und Fachprosa – mit der Zielsetzung geleistet, textsortenspezifische Wissensrahmen erstellen zu können. Leitend ist dabei die Fragestellung, welchen philologischen Mehrwert eine text- und textsortenübergreifende Konstruktion eines sachbezogenen Wissensbereiches ergeben kann. Dabei geht Schultz-Balluff von einer Korrelation von Wissensaspekten aus der Epik und der Fachprosa – also von faktualen Elementen und deren Montage und Semantisierung in fiktionaler Literatur – aus.

Der dritte Teil des Bandes fasst unter dem Titel ‚Materialität – Medialität – Variabilität‘ Beiträge zusammen, in denen Grenzbereiche zwischen Sprache, Textualität und/oder Variabilität einerseits und Materialität andererseits diskutiert werden; dementsprechend werden hier auch Fragen der Medialität verhandelt.

In seinen Überlegungen zum Codex als Kontext positioniert **Timo Reuekamp-Felber** sich innerhalb der Diskussion um die „Textualität mittelalterlicher Literatur“ und fokussiert die durch die New Philology angestoßene systematische Revision literaturwissenschaftlicher Konzepte und eine stärkere Konzentration auf die Handschriften statt den ‚Text‘. Reuekamp-Felber beleuchtet die ganz eigenen textuellen Bedingungen der Handschriftenkultur des Mittelalters und stellt die Mitüberlieferung in den Handschriften in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Diese macht er für das Verständnis sowohl des literarischen Textes als auch für den literarischen Textbegriff fruchtbar, indem er den Codex als Verbindung zur Textualität des Mittelalters bestimmt. Anhand einer aktualisierenden Lektüre eines Tageliedes des Markgrafen von Hohenburg zeigt Reuekamp-Felber, inwiefern die Lektüremöglichkeiten von Texten durch ihre spezifische Zusammenstellung in Handschriften variieren bzw. die Überlieferungskontexte eine je individuelle Lesart ermöglichen. Aufgrund der an modernen Textvorstellungen profilierten Fixierung der Editionen auf den Einzeltext bleiben die Handschriftenkontexte jedoch oft unberücksichtigt und diese unterschiedlichen Lesarten verdeckt. Reuekamp-Felber fordert daher eine Historisierung des mittelalterlichen Textbegriffes – der daraus resultierende Rückgriff auf den Codex ist somit Voraussetzung für ein adäquates Literaturverständnis.

Gegenstand des Beitrags von **Daniel Pachurka** ist ein Stammbuchblatt des Wolfgang Arnurus aus dem Jahre 1569. Dieses Stammbuchblatt bietet sich insofern für einen interdisziplinär angelegten Grenzgang an, als dass in ihm einerseits auf der Ebene der Medialität Druck, Handschrift und Bild sowie andererseits auf sprachlicher Ebene Latein und Deutsch miteinander kombiniert werden. Durch die Analyse

der einzelnen Bestandteile des Stammbuchblattes und deren Zusammenspiel weist Pachurka nach, inwiefern dieses als Komposition zu verstehen und konzipiert ist und welche Funktion den Elementen bei der Konstruktion der Gesamtaussage zuzusprechen ist.

Am Beispiel des Nürnberger *Trincir-Buches* und seiner verschiedenen Auflagen weist **Claudine Moulin** nach, in welchem Maße barocke Tischkultur und Spracharbeit im 17. Jahrhundert zunehmend miteinander verschmelzen. Eine bedeutende Rolle bei der Transformation des *Trincir-Buches* zu einem allumfassenden Gesamtkonzept barocker Wissenserkenntnis und Wissensvermittlung schreibt Moulin dabei dem Kollationierer und Kompilator Georg Philipp Harsdörffer (geb. 1607) als einem der „wichtigsten Kulturvermittler der Barockzeit“ zu und deckt im Rahmen ihrer Analyse der unterschiedlichen Auflagen des *Trincir-Buches* die „Spuren der harsdörfferschen Konzeptualisierung“ auf. Diese sieht Moulin u.a. darin, dass die Bedeutung des Gesprächs und die Beherrschung angemessener Konversationsthemen für das Tischgespräch einen immer höheren Stellenwert einnimmt, deren Tragweite – Moulin folgend – erst durch den Einbezug von Harsdörffers Konzept der Spracharbeit deutlich wird. Dieses erschöpft sich nicht in einer linguistischen Dimension, sondern beinhaltet auch Elemente der Ethik, der Wissensgenerierung und Kulturvermittlung. Sprache selbst wird dabei in wachsendem Maße zum Gegenstand der Unterhaltung bei Tisch, wie Moulin in ihren Ausführungen u.a. zu den Bereichen Wortforschung, Sprichwort und Phraseologismen aufzeigt, die sie als wichtige Betätigungsfelder barocker Spracharbeit skizziert und verdeutlicht, inwiefern das Nürnberger *Trincir-Buch* durch Verknüpfung unterschiedlicher Facetten der galanten Lebensart als Konzept kulinarischer Höflichkeit gelesen werden kann.

Andreas Beck wagt sich mit seinem Beitrag zur Architekturemblematik im Kreuzgang des Klosters Wettenhausen (1680/90) auf das transdisziplinäre Glatteis zwischen den verschiedenen Philologien und der Kunstgeschichte: Unter Probst Dionys von Rehlingen (1610–1692) übersetzt der Wettenhauser Geistliche Augustin Erath (1649–1719) den „Mondo Simbolico“ (zuerst 1653) von Filippo Picinelli aus dem Italienischen ins Lateinische und erweitert die Emblemenzyklopädie dabei merklich. Ein wissenschaftliches Prestigeprojekt, das in engem Zusammenhang mit dem repräsentativen Um- und dem teilweisen Neubau der Wettenhauser Klosteranlage steht, in dessen Zuge u.a. zahlreiche emblematische bzw. sinnbildliche Malereien im Kloster entstehen. In ihrer Verflechtung mit dem „Mundus Symbolicus“ bilden diese ein reichhaltiges Ensemble. Von diesem ausgehend entwirft Beck seine Arbeitshypothese, „daß der Reiz architekturemblematischer Machwerke nicht in gängiger Allegorese zu suchen ist, sondern in artistisch-technisch virtuosen Adaptionsprozessen, die topische Symbole in situationsbezogen-unverwechselbare Kabinettstücke zu verwandeln vermögen“, eine Methode, die ein hohes Maß an philologischer Arbeit erfordert, da sich die Verfahren architekturemblematischer *imitatio* erst durch die genaue Analyse sowohl volkssprachlicher als auch lateinischer Subtexte abzeichnen. In der Auseinandersetzung mit ausgewählten Wettenhauser Kreuzgangemblematischen weist Beck umfangreich die Leistungsfähigkeit der vorgeschlagenen analytischen Methoden nach.

Die unter dem Titel ‚Sprache – Literatur – Poetik‘ versammelten Beiträge thematisieren eine weitere Gruppe von Beiträgen, deren Ausgangspunkt jeweils konkrete sprachliche Phänomene sind, deren Relevanz hinsichtlich der Literarizität und Poetik eines Textes nachgezeichnet wird.

Nadine Krolla unternimmt mit ihrem Beitrag Grenzgänge hinsichtlich der (gängigen) Interpretation der Harpin-Episode im „Iwein“ Hartmanns von Aue, indem sie kontinuierlich mittels der wechselseitigen Koppelung von Kontextualisierung, sprachlicher Analyse und literaturwissenschaftlicher Interpretation eine neue Aufschlüsselung der Harpin-Episode vorlegt. Konkret zeigt sich dies an einer neuen syntaktischen Lesart zentraler Stellen und der semantischen Neuinterpretation z.B. so zentraler Komposita wie *trügevreude* und *listvreude*, aber auch anderer Lexeme; erhellend wirkt zudem der Einbezug handschriftlicher Varianz (Fassungen A und B). Krolla führt mit ihrem Beitrag vor, wie von der literaturwissenschaftlichen Interpretation angestoßene Detailfragen in die Sprachwissenschaft führen und über eine Revision gängiger syntaktischer und semantischer Interpretation wiederum zurückwirken können auf das literarische Textverständnis. Eine zentrale Rolle spielt dabei auch die Diskussion üblicher Übersetzungsmöglichkeiten, die, wie Krolla verdeutlicht, nicht nur im akademischen Unterricht, sondern auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung als Basis für Interpretationsansätze dienen. Im Sinne der Annahme, dass jedes Übersetzen zugleich Interpretieren ist, wird die mit dem Beitrag vorgenommene, erneute Rückbindung an die sprachliche Faktur umso dringlicher.

Die Grundsätze und Zielrichtungen des Übersetzens machen **Elke Brüggemund** und **Dorothee Lindemann** ebenfalls zum Ausgangspunkt ihrer Ausführungen, wenn sie sich in ihrem Beitrag der Syntax im „Parzival“ Wolframs von Eschenbach widmen. Da noch immer eine Neubestimmung der Sprach- und Formgebung des „Parzival“ aussteht und neben anderen Bereichen insbesondere die Syntax als Herausforderung anzusehen ist, deren Aufschlüsselung zudem noch immer als Desiderat gilt, schenken Brüggemund und Lindemann ihre Aufmerksamkeit den ‚Freiheiten‘ der Syntax und überlegen, inwiefern diese „sprachlichen Offenheiten“ oder „Unschärfen“ der Syntax im Rahmen hermeneutischer resp. narrativer Implikationen diskutiert werden können. Den Ausgangspunkt bildet der Text der St. Galler Handschrift D, und so wirft der Abgleich mit maßgeblichen Editionen die Frage danach auf, inwiefern editorische Festlegungen, insbesondere die Interpunktion, Analyse und Interpretation leiten. Zunächst führt der Beitrag vor, wie stark sich das Gestalten durch Sprache nicht nur auf der Ebene von Lexik und Semantik, sondern vor allem auch der Syntax abspielt. Umstellproben verdeutlichen zudem, dass die Syntax unabhängig von der Reimsprache ist, und so wird die Idee angeregt, dass über die konstatierte fragmentarische sprachliche Struktur, bildlich verstanden als Gedankenfragmente, die Gedankenbewegung eines Dialogs widergespiegelt werden kann. Das „Spiel mit der kognitiven Erwartung des Rezipienten“ wird als Ausdruck der Souveränität des Erzählers verstanden und so argumentieren Brüggemund und Lindemann dahingehend, dass die Mehrdeutigkeit der sprachlichen Form, d.h. das Spiel mit lexikalischen und syntaktischen ‚frames‘ zugleich eine Mehrdeutigkeit des Erzählens impliziert.

Christina Lechtermann arbeitet am Beispiel der „Marien-Lieder“ des Bruder Hans heraus, inwiefern diese Lieder sich vielfach selbst als Grenzgänger zeigen und inszenieren. Eine Kombination aus Hochdeutsch und Niederdeutsch, laikalen und monastischen Elementen sowie die kunstvolle Verteilung der *Ave Maria*, das Prinzip der Anhäufung und repetitive Elemente sowie das enthaltene Akrostichon kennzeichnen die äußerst disparate Überlieferung der „Marien-Lieder“. Als besonders markant ist der viersprachige Aufbau – deutsch, französisch, englisch und latein – anzusehen, wobei jede Sprache auf eine andere reimen muss. Lechtermann befragt die sprachliche Gestaltung dieser Handschrift, die als Devotionsbuch für Margareta von Kleve im Kloster Marienfrede gefertigt wurde, und befasst sich zentral mit der Frage nach der Semantisierung, die durch die Vielsprachigkeit entsteht. Die gewonnenen Erkenntnisse werden in Bezug zu den enthaltenen – und durchaus gängigen – Aspekten der Marienfrömmigkeit gesetzt und schließlich wird der Gebrauch von Sprache vor dem Hintergrund der Medialität skizziert. Lechtermann arbeitet die Konstitution der ‚Grenze‘ zwischen Immanenz und Transzendenz heraus und zeigt auf, wie diese „kommunikativ anzusprechen und zu überwinden“ ist; die Grenzziehung stellt sich damit als unbedingt notwendig dar, um diese Grenze schließlich überschreiten zu können.

Bernd Bastert stellt mit „Herzog Herpin“ eines der vier Saarbrücker Prosaepen (2. Viertel 15. Jahrhundert) in das Zentrum seiner Ausführungen und definiert diesen als doppelt liminalen Text: Typologisch und formal bietet er eine Entsprechung der ‚modernen‘ Chansons de geste – darüber hinaus verbindet er in seinen Erzählmustern und seiner Prosifizierung der strophischen Vorlage das hohe Mittelalter mit der frühen Neuzeit und weist im Durchspielen bestimmter Problemkonstellationen bereits Charakteristika der Romane des 16. und 17. Jahrhunderts auf. Insbesondere aufgrund seiner Nähe zu den Chansons d’aventures nimmt der „Herzog Herpin“ eine Sonderstellung innerhalb der Saarbrücker Prosaepen ein. Ungewöhnlich ist zudem die Transgression, die den Bereich des Transzendenten und des Religiösen tangiert, und die damit verbundene Diskursverschränkung und literarische Verhandlung christlicher Normen und Vorstellungen sowie der Imagination. Dies verdeutlicht Bastert exemplarisch an der Lewe-Figur. Lewe wird in seiner endgültigen Weltensagung zum doppelten Grenzgänger: Zum einen intradiegetisch, indem er erneut und zwar endgültig die Grenze zur Anderswelt überschreitet, und extradiegetisch, indem am Beispiel von Lewe gleichzeitig die Gattungsgrenze nivelliert wird. Der andersweltliche Hintergrund wird dabei expliziert, kann aber im Rahmen der Handlung christlich überblendet werden, wobei sowohl der christliche als auch der andersweltliche Bezug jeweils eine Berechtigung haben: Die Figur Lewe kann – wie Artus – in die Anderswelt des Feenreiches wechseln, dabei aber gleichzeitig zum Eremiten werden und an die Auferstehung Jesu glauben; sie bewegt sich sozusagen zwischen Artus und Jesus. Die Diskursverschränkung vollzieht sich zudem in einer Vermischung von *matière de Bretagne* (Artusroman) und *matière de France* (Chanson de geste). Die literarische Koexistenz von christlichen Wundern und nichtchristlichem Wunderbarem fällt erst dem Zweitdruck (ca. 1567) zum Opfer, der diesen Grenzgang beendet.

Mit der Aussage, dass das Zeitbewusstsein des Mittelalters dominiert ist von räumlichen Vorstellungen, eröffnet **Benedikt Jeßing** seinen Beitrag: Konkretes ermöglicht somit, Abstraktes zu denken – zeitliche Vorstellungsdimensionen und Maßeinheiten referieren dabei prinzipiell auf konkrete, meist körperliche Größen. Im Ritterroman „Galmy“ von Georg Wickram untersucht Jeßing davon ausgehend den dort sehr dicht gewirkten zeitlichen Zusammenhang des Erzählten auf Grundlage der Analyse unterschiedlicher temporaler Adverbien und adverbialer Bestimmungen der Zeit (z.B. *zuohandt*). Diese definiert er als lexikalische Einheiten, die eine bestimmte Zwischen- oder Mischposition auf dem Weg der Metaphorisierung und Grammatikalisierung aufweisen: Zum einen zeigen sie Spuren einer primären Desemantisierung, zum anderen finden sich Anzeichen einer Reinterpretation auf einer neuen semantischen Ebene. Jeßing geht dabei von einer Umstellung der Se-mantik von der Kategorie ‚Raum‘ zur Kategorie ‚Zeit‘ bzw. der Kategorie ‚Zeit‘ zur Kategorie ‚Kausalität‘ aus und skizziert ausgehend von durchgreifenden diskurs-, mentalitäts-, technik- und sozialgeschichtlichen Veränderungsprozessen die Verschiebung der Prädominanz der Weltdimensionen von Raum zu Zeit im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Durch eine Vielzahl von Abstraktionsschritten wird Zeitlichkeit letztlich zu einem Referenzsystem sozialer Distinktion. Die neuzeitliche Linearisierung und Algebraisierung und damit auch die Abstraktion von Zeitvorstellung führt in der Folge zu einer grundsätzlichen Auflösung der Handlungslogik; Einzelereignisse werden nun nicht mehr aus dem Zentrum einer einzelnen Handlung perspektiviert, sondern sie treten im Maßstab der Zeit auch in eine neue Relation untereinander. Bezogen auf den Roman Wickrams zeigt Jeßing auf mikrostruktureller Ebene, wie eine Reihe sprachlicher Elemente einen Übergang von einer konkret-räumlichen zu einer abstrakteren Semantik vollzieht. Auf makrostruktureller und damit gatungsgeschichtlicher Ebene wird nachgewiesen, dass das Erzählen Wickrams einen vergleichbaren – für die Erfindung modernen Erzählens fundamentalen – Übergang demonstriert. Als Folie dafür dient dabei der Gedanke der Grammatikalisierbarkeit des Körpers durch Metaphorisierung. Mit diesem Metaphorisierungsprozess geht ein Übergang vom konkreten Raum zu abstrakten Zeitdimensionen einher. In Wickrams Roman wird Welt nicht mehr als Raum, sondern als Zeit begriffen – Zeitfolge stiftet Ursache und Wirkung, der Zufall ist in dieses Konzept eingebunden.

In ihrem Beitrag legt **Monika Schmitz-Emans** den Fokus zuerst auf den radikalen Innovationsgestus ‚konkreter Poesie‘ und die damit in Zusammenhang stehende Ästhetik der Abstraktion und der Konkretisierung, mit der eine Abgrenzung vom Konzept der poetischen Rede einhergeht. In der Folge zeigt Schmitz-Emans, inwiefern die auf den ersten Blick abwegig erscheinende Suche nach Gemeinsamkeiten zwischen der Ästhetik der „Konkretion“ poetischer Zeichen und Gedichten der Barockliteratur weiterführende Ergebnisse zeitigen kann, ohne dass es dabei zu einer unreflektierten Nivellierung von Differenzen kommt. Sie bestimmt einen Leitfaden von Stichworten als Kernmotive der Affinität der konkreten Autoren zu frühneuzeitlicher und barocker Literatur. Anhand dieser Stichworte analysiert Schmitz-Emans Parallelen zwischen der Literatur des Barock und der jüngeren Avantgarde, setzt diese in Beziehung zueinander und deckt so auf, in welchem Maß und in welchen

Bereichen der Blick der neueren Avantgardisten auf barocke Dichtung im Zeichen aktueller ästhetischer Konzepte und Interessen steht.

Eine weitere Gruppe vereint Beiträge, die ‚Vermittlung – Verstehen – Reflektieren‘ von Sprache, Grammatik und Literatur fokussieren, dabei werden sowohl Möglichkeiten der Vermittlung von Sprache und Literatur älterer Sprachstufen im schulischen und akademischen Unterricht skizziert als auch Beispiele der Vermittlung im Mittelalter selbst dargestellt.

Seine Ausführungen zu dem Grenzgänger Virgilius Maro Grammaticus positioniert **Reinhold F. Glei** im Spannungsfeld von Grammatik oder Nonsense: Im 19. Jahrhundert wurde der hiberno-lateinische Grammatiker Virgilius Maro Grammaticus (650 n. Chr.) in der Forschung als abgeschmackter und alberner Spaßvogel gesehen und das Produkt seines literarischen Schaffens somit zugleich abgewertet. Im 20. Jahrhundert wird Virgilius‘ Grammatik dann als Werk betrachtet, dessen Charakter an der Oberfläche Parodie ist, hintergründig jedoch verschlüsselte Offenbarungen tieferer Weisheit transportiert. In der aktuellen Forschung werden beide Perspektiven zusammengeführt, das Werk gilt nun „as neither joke nor grammar as something between“. In seinem Beitrag präzisiert Glei die Bedeutung von „something between“, indem er Virgilius als Meister des Edutainment entlarvt und sein Werk als Grenzgang zwischen Spaß und Grammatik charakterisiert. Glei weist ausgehend von der Aufnahme des Vokativs von *ego* oder dessen Fehlen in einer Vielzahl von Grammatiken nach, inwiefern Virgilius‘ Umsetzung als kurzweilige und humorvolle Darbietung eines schwer vermittelbaren Stoffes zu verstehen ist. Die enthaltenen Seitenhiebe gelten seinen schulmeisterlichen Kollegen, denen das Bewahren von Traditionen bedeutsamer ist als das Überqueren von Grenzen.

Ausgehend von der Frage nach falsch und/oder richtig von Grammatik und Sprache im Bewusstsein des zeitgenössischen Sprechers verortet sich der Beitrag von **Ilka Lemke** an der Schnittstelle zwischen modernen Sprachwandeltheorien und der Didaktik des Sprachwandels und bietet einen Vorschlag, moderne Positionen der Forschung in den Deutschunterricht zu integrieren. Gegenstand der Ausführungen bilden durch Flexionsklassenschwankungen verursachte historische Zweifelsfälle im Bereich der starken und schwachen Verben. Lemke zeigt dabei, inwiefern sich historische Zweifelsfälle in besonderem Maße eignen, Schüler und Schülerinnen für Phänomene des Sprachwandels, die Besonderheiten der eigenen Sprache und deren Struktur zu sensibilisieren. Entlang eines dynamischen Sprachbegriffs wird die grundlegende Variabilität von Sprache im schulischen Unterricht vermittelt – Variation wird damit im Spannungsfeld zwischen Norm und Usus bzw. Dynamik verortet. Die aus diesem Ansatz resultierende Möglichkeit der Sprachreflexion wird als didaktisches Potential bestimmt, die eine Restrukturierung und Festigung von grammatischem Wissen erlaubt.

Ausgehend von modernen Ansätzen in der Editionsphilologie legt **Thomas Bein** den Fokus seines Beitrags auf das Potential von Textvarianz in der akademischen Lehre im Sinne einer didaktischen Herausforderung: Verwirrung und Verunsicherung sind typische Reaktionen von Lernenden, wenn sie nicht mit einem eindeutig umrissenen Text, sondern mehreren Fassungen von ‚Text‘ konfrontiert werden. Exemplarisch verdeutlicht Bein auf Basis der neuen Walther von der

Vogelweide-Ausgabe, wie Verwirrung und Verunsicherung didaktisch nutzbar gemacht werden können. Die Wahl einer bestimmten Textausgabe sowohl in der Schule als auch an der Hochschule steht immer im Zusammenhang mit den Zielen der Vermittlung, sodass Bein eine bessere Verknüpfung von Forschung und Lehre als Notwendigkeit anmahnt. Seine Ausführungen fokussieren Texte in ihrer Variabilität, Textvarianz, Varianztypen und die Annäherung an Begründungszusammenhänge für Textvarianz und bestimmen deren Potential für die akademische Lehre. Die Eröffnung neuer Perspektiven auf Textkultur ist für Bein von zentraler Bedeutung: Anhand der Diskussion unterschiedlicher Fallbeispiele wird exemplarisch verdeutlicht, welche Relevanz die Bewertung von Textvarianz und Varianztypen in Lernsituationen trägt. Trotz der Unmöglichkeit einer eindeutigen bzw. richtigen Interpretation und Bewertung von ‚Varianz‘ ist das Entwerfen unterschiedlicher Szenarien dennoch sinnvoll, um sich bzw. dem Lernenden die komplexen Strukturen mittelalterlicher Textkultur vor Augen führen zu können.

Einen Brückenschlag zwischen Fachwissenschaft und Fachdidaktik unternimmt **Nina Bartsch**, indem sie am Beispiel des Konzepts von ‚Ehre‘ die Möglichkeiten auslotet, nicht nur mehr Facetten mittelalterlicher Literatur und Sprache zur Vermittlung im schulischen Unterricht zu bringen, sondern den gewinnbringenden Konnex zu neuzeitlicher Literatur und Sprache zu veranschaulichen, um so ein nachhaltiges und vielfältiges didaktisches Konzept grundzulegen. Als Beispiel dient ihr eine Passage aus Hartmanns von Aue „Iwein“, in der sowohl die konzeptionelle als auch die sprachliche Ausfaltung des Konzeptes *êre* als Folie erarbeitet wird. Ausgehend von dieser Folie nimmt Bartsch eine Anpassung und Konkretisierung eines didaktischen Stufenmodells für konzeptorientiertes Lernen vor, um dann in einem weiteren Schritt mittels der Analyse von Heinrich Bölls „Katharina Blum“ die diachron ergänzende Größe zu schaffen, die der Analyse des mhd. Textes die notwendige Anbindung an die Gegenwart bietet. Die Abstraktion erfolgt wiederum über die Integration in das bereits modifizierte Stufenmodell, sodass ein didaktisches Modell zur konzeptorientierten Texterschließung geboten wird, das deutlich die Relevanz der Einbindung mittelalterlicher Texte bzw. Literatur und deren Sprache zeigt; mit dem abschließenden didaktischen Entwurf zum Konzeptteil ‚Ehrverlust‘ veranschaulicht Bartsch noch einmal das Potential dieses neuen Weges der Vermittlung.

I. Begriff – Bedeutung – Semantik

Manfred Eikelmann

sprichwort

Beobachtungen zum Verhältnis von Wort-, Wissens- und Literaturgeschichte am Beispiel einer poetologisch-generischen Bezeichnung*

Mittelalterliche Bezeichnungen literarischer Redeformen, Textsorten und Gattungen, diese Einsicht hat sich in der mediävistischen Forschung durchgesetzt, sind kaum einmal begrifflich so distinkt oder terminologisch so präzise, dass sie dem Erkenntnis- und Wissensanspruch der heutigen Literaturwissenschaft genügen könnten. Viel diskutiert wurde und wird diese Einsicht für die poetologischen Selbstbezeichnungen der volkssprachlichen Literatur des Mittelalters.¹ Dabei hat sich zunächst an der Erzählliteratur und Kleinepik zeigen lassen, dass dem Mittel- und Frühneuhochdeutschen solche Termini fehlen, die mit einiger Genauigkeit das bezeichnen, was nach modernen Begriffen narrative Gattungen wie Epos oder Roman, Märe oder Novelle, Bispel oder Fabel sind. Volkssprachliche Bezeichnungen, man denke nur an *äventiure*, *bîspel*, *buoch*, *fabel*, *liet*, *maere* oder *rede*, erweisen sich näher betrachtet nämlich als wenig spezifische Sammelbegriffe, denen, abhängig von der jeweiligen Redesituation, oftmals verschiedenartige Texte und Textgruppen zugeordnet werden. Angesichts dieses Befundes hat man gefragt, ob und inwiefern die mittelalterliche Bezeichnungspraxis ein reflektiertes Begriffs- und Textwissen überhaupt kennt. Skeptisch stimmt in dieser Hinsicht jedenfalls die ältere Diskussion um das Wort *maere*, dem die Forschung einen, sei es nur rudimentären, Status als Begriff für die novellenartige Kurzerzählung abspricht. Jedenfalls legen die bisherigen Ergebnisse nicht nur in diesem Fall, sondern generell den Schluss nahe, dass bei den in der

* Die folgenden Überlegungen beruhen auf worthistorischen Untersuchungen, die ich zuerst im Rahmen meiner Habilitationsschrift (Studien zum deutschen Sprichwort im Mittelalter. Gattungsbegriff, Überlieferungsformen, Verwendungstypen, Göttingen 1994) unternommen habe. Ganz anders als dort geht es mir nun aber um einen Beitrag zur Erforschung jener Orte und Formen poetologischer Selbstbeschreibung, die Zugänge zum mittelalterlichen Denken von Literatur öffnen. Darin, dass die behandelten Wortbeispiele Beleg für eine „bewusste und reflektierte Arbeit an Sprache“ sind, die Klaus-Peter Wegera treffend als ‚Spracharbeit‘ bezeichnet hat (‚Spracharbeit‘ im Mittelalter, Paderborn 2011, S. 5), sehe ich einen wichtigen Anstoß, Wort-, Text- und Literaturanalyse zu vermitteln.

¹ Den Stand der mediävistischen Diskussion zu den Bezeichnungen in der volkssprachlichen Literatur dokumentieren: Klaus Düwel: Werkbezeichnungen der mittelhochdeutschen Erzählliteratur (1050–1250), Göttingen 1983; Gerd Dicke, Manfred Eikelmann, Burkhard Hasebrink (Hg.): Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter, Berlin, New York 2006, hier S. 1–12.

Volkssprache zirkulierenden generischen Bezeichnungen wegen „des grundsätzlichen gattungspoetologischen Desinteresses des Mittelalters“² keine „distinkte Terminologie für bestimmte Textgruppen“³ nachweisbar ist.

Obwohl Zweifel an der begrifflichen Trennschärfe mittel- und frühneuhochdeutscher Werk-, Typen- und Gattungsnamen also berechtigt sind, ist diesen Bezeichnungen doch nicht beizukommen, wenn man ihren Quellenwert für historisch semantische Analysen pauschal in Abrede stellt. Um das Problem klar zu fassen, lohnt ein Seitenblick auf Beispiele wie das im Mittelalter zwischen Latein und Deutsch situierte Wortfeld der Bildrede. Bekanntlich bieten auch die mittelalterlichen Bezeichnungen für Allegoresen, Allegorien, Gleichnisse oder Metaphern „keine historische Terminologie, die sich stringent anwenden liesse.“⁴ Denn während die lateinische Literatur einen spezifischen Begriffsgebrauch durchaus kennt, ist für deutsche Ausdrücke, so das hochgradig polyseme Wort *bilde*⁵, nur schwer ein terminologisches Verständnis zu gewinnen, das einerseits „der historischen Gebrauchsbreite der Begriffe“ entspricht und „andererseits mögliche Differenzierungen“⁶ nicht nivelliert. Pointiert gesagt, sind die älteren Bezeichnungen – dieser Perspektivenwechsel vollzieht sich derzeit – zunächst in ihrer ‚Unschärfe‘ zu beschreiben, bevor die im Wort versprachlichten Konzepte von Rede- und Textformen erfasst werden. Dieser Zugang will die poetologischen Ausdrücke nicht heutigen Maßstäben anpassen, sondern sie als Daten für eine neue Sicht auf die alteritäre mittelalterliche Bezeichnungspraxis und das ihr eigene Text-, Literatur- und Weltwissen nutzen.⁷

² Joachim Heinzle: Märenbegriff und Novellentheorie. Überlegungen zur Gattungsbestimmung der mittelhochdeutschen Kleinelik, in: Zeitschrift für deutsches Altertum 107, 1978, S. 121–138, hier S. 123.

³ Hans Joachim Ziegeler: Maere, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Berlin, New York 2000, Bd. 2, S. 517–519, hier S. 517.

⁴ Paul Michel: Alieniloquium. Elemente einer Grammatik der Bildrede, Bern u.a. 1987, S. 16.

⁵ Einen Problemaufriss zu lat. *imago* und mhd. *bilde* mit Blick auf die terminologische Vagheit der Volkssprache gibt: Susanne Köbele: Predigt 16b ‚Quasi auri solidum‘, in: Lectura Eckhardi. Predigten Meister Eckharts von Fachgelehrten gelesen und gedeutet, hg. v. Georg Steer, Loris Sturlese, Stuttgart, Berlin, Köln 1998, S. 43–74; weiterhin: Ulrich Goebel, Oskar Reichmann (Hg.): Frühneuhochdeutsches Wörterbuch, Berlin, New York 2000, Bd. 4, Sp. 371–384 (*bild*).

⁶ Christel Meier: Überlegungen zum gegenwärtigen Stand der Allegorie-Forschung. Mit besonderer Berücksichtigung der Mischformen, in: Frühmittelalterliche Studien 10, 1976, S. 1–69, hier S. 4.

⁷ Beispielhaft ist dafür die Forschung zum mittelalterlichen und neuzeitlichen Begriff *textus/Text*. Vgl. Maximilian Scherner: ‚Text‘. Untersuchungen zur Begriffsgeschichte, in: Archiv für Begriffsgeschichte 39, 1996, S. 103–160; Ludolf Kuchenbuch, Uta Kleine (Hg.): ‚Textus‘ im Mittelalter. Komponenten und Situationen des Wortgebrauchs im schriftsemantischen Feld, Göttingen 2006; Text und Text in lateinischer und volkssprachiger Überlieferung des Mittelalters, hg. v. Eckart Conrad Lutz in Verbindung mit Wolfgang Haubrichs und Klaus Ridder, Berlin 2006 (Wolfram-Studien

Methodische Hinweise für einen solchen Versuch bieten historisch semantische Ansätze, die, literaturwissenschaftlich orientiert, Wortgeschichte, Textsemantik, kulturelle und literarische Kontexte verbinden. Die rezente Forschung hat dabei zeigen können, dass die ‚Bedeutung‘ von Wörtern – anders als es der Strukturalismus will – nicht in einem durch Oppositionen und Äquivalenzen systemhaft konstituierten Zusammenhang entsteht, sondern sich stets erst über pragmatische Kontextualisierungen erschließt.⁸ Statt Wortbedeutungen als vorgängig fixiertes semantisches Konstrukt zu betrachten, ist daher semasiologisch bei einzelsprachlich fassbaren Ausdrücken anzusetzen und jeweils interpretativ zu erkunden, welcher Sinn dem Wort in unterschiedlichen Kontexten beigelegt wird. Fragt man so nach den Verwendungsweisen, die das semantische Spektrum des Wortes ausmachen, zielt die Analyse wesentlich auf die Frage, welche Verfahren der Semantisierung in der kommunikativen Praxis dazu dienen, eine Wortbedeutung herzustellen, doch auch sie zu verschieben, umzuformen oder zu dekonstruieren. Die Ermittlung der auf der Satzebene fassbaren Kollokationen des Wortes bildet dafür den Ausgangspunkt, bei dem die Analyse einsetzen muss, um von dort aus mehrstufig über Einzeltext, Textgruppe, Textsorte bis zu den Diskurskontexten und Kontexten der Literatur ausgreifen zu können.⁹

XIX); Eckart Conrad Lutz: Schreiben, Bildung und Gespräch. Mediale Absichten bei Baudri de Bourgueil, Gervasius von Tilbury und Ulrich von Liechtenstein, Berlin, Boston 2013, S. 13–57. Speziell für das textuelle Wissen der höfischen Literatur: C. Stephan Jaeger: Charismatic Body – Charismatic Text, in: Exemplaria 9, 1997, S. 117–137; Das fremde Schöne. Dimensionen des Ästhetischen in der Literatur des Mittelalters, hg. v. Manuel Braun, Christopher Young, Berlin, New York 2007; Peter Strohschneider: Höfische Textgeschichten. Über Selbstentwürfe vormoderner Literatur, Heidelberg 2014, S. 1–33.

⁸ Eine klärende Diskussion der virulenten Methoden- und Theoriefragen leistet Christian Kiening: Gegenwärtigkeit. Historische Semantik und mittelalterliche Literatur, in: Scientia Poetica 10, 2006, S. 19–46; weiterhin aus sprachwissenschaftlicher Sicht: Franz Lebsanft: Linguistische Begriffsgeschichte als Rephilologisierung der historischen Semantik, in: ebd., S. 138–168. Exemplarische Fallstudien bietet der Tagungsband: Burkhard Hasebrink, Susanne Bernhardt, Imke Früh (Hg.): Semantik der Gelassenheit. Generierung, Etablierung, Transformationen, Göttingen 2012; vgl. weiterhin Stefan Erlei: ‚Höfisch‘ im Mittelhochdeutschen. Die Verwendung eines Programmwortes der höfischen Kultur in den deutschsprachigen Texten vor 1300, Frankfurt/Main 2010; Matthias Rein: Conversio deutsch. Studien zur Geschichte von Wort und Konzept ‚bekehren‘, insbesondere in der Sprache des Mittelalters, Göttingen 2012; Nina Bartsch: Programmwortschatz einer höfischen Dichtersprache. *hoffhövescheit, māze, tugent, zuht, êre* und *muot* in den höfischen Epen um 1200, Frankfurt/Main 2014.

⁹ Den Stand der wort-, begriffs- und konzepthistorischen Forschung erschließt: Gerd Fritz: Einführung in die historische Semantik, Tübingen 2005; Ders.: Historische Semantik, 2., aktualisierte Aufl., Stuttgart 2006. Überzeugend ist das Theoriekonzept bei: Andreas Blank: Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen, Tübingen 1997, S. 96–156; vgl. dazu Klaus-Peter Wegera, Sandra Waldenberger: Deutsch diachron. Eine Einführung in den Sprachwandel des Deutschen, Berlin 2012, S. 241–261; mit Rückgriff auf kognitionstheoretische Ansätze

Insbesondere für begriffsgeschichtliche Untersuchungen, die der Geschichte von Kenn- und Leitvokabeln einer Kultur nachgehen, ist dabei zu beachten, dass der Fokus nicht nur auf dem einzelsprachlich bestimmten Bedeutungskern eines Wortes liegen, sondern auch den breiten Rand des mit dem Wort verbundenen außersprachlichen Weltwissens beachten muss, eines Wissens, das oft nur durch beharrliches Vertiefen in die jeweiligen kulturellen Kontexte präzise zu fassen ist.¹⁰ Damit aber sind die Bedingungen, die Semantik eines Wortes zu erschließen, inzwischen so komplex, dass sprachhistorische und lexikographische Untersuchungen allein oftmals nicht hinreichend erscheinen. Und dies umso mehr, als sich methodisch zusätzlich die Aufgabe stellt, empirisch fundierte und strukturierte Belegkorpora zu erarbeiten und deren Untersuchung mit historischen Kontext- und Tiefenanalysen zu verbinden.

Im Folgenden will ich den umrissenen Untersuchungsansatz an einem prägnanten Fallbeispiel – den Bezeichnungen für die literarische Kleinform ‚Sprichwort‘ – erproben. Anders als nach der in der Romantik aufgekommenen Vorstellung einer ‚Volkspoesie‘ zu erwarten wäre, bezeichnet *sprichwort* im Mittel- und Frühhochdeutschen keine ‚volkstümliche‘, sondern eine literarische und gelehrte Redeform.¹¹ Wie auffällt, tritt das Wort zuerst in Erzählerreden und Dialogszenen narrativer Texte auf und verweist dabei regelmäßig auf die rhetorisch geprägte Kommunikation bei Hofe. Für die Vokabel, darum geht es mir, lässt sich entgegen dem heutigen Verständnis ein primär auf literarische Kontexte zugeschnittenes Verwendungsprofil herausarbeiten, und zwar vor allem dann, wenn man konkurrierende Bezeichnungen wie *wort*, *wortelîn*, *altsprochen wort*, *bîwort*, *lêre*, *proverbium*, *rede*, *sage*, *sprich* oder *spruch* berücksichtigt, die um 1200 für kleine spruchartige Redeformen in Gebrauch sind.

Korpusorientiert gesehen, gibt es drei große Archiv-, Quellen- und Datenbereiche für die mittelalterlichen Sprichwort-Bezeichnungen:

1. die Verwendungen des mittelhochdeutschen Wortes *sprichwort* und seiner konkurrierenden Bezeichnungen,
2. deutschsprachige Glossierungen lateinischer Bezeichnungen (z.B. *paroemia*, *proverbium*) in Lexikographie und spätmittelalterlichen lateinisch-deutschen Vokabularen,

zuletzt: Simone Schultz-Balluff: Synergetisierung von Frame-Semantik und mediävistischer Literaturwissenschaft. Theoretische und methodische Überlegungen am Beispiel von Treue-Konzeptionen in mittelhochdeutschen Texten, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 136, 2014, S. 374–414.

¹⁰ Vgl. zum Konzept des enzyklopädischen Weltwissens grundlegend Blank (Anm. 9).

¹¹ Die spezifische Intellektualität und Literarizität mittelalterlichen Sprichwortgebrauchs wird erörtert bei: Manfred Eikelmann, Silvia Reuvekamp: Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhundert, Berlin, Boston 2012, Bd. 1: Einleitung und Artusromane, S. 16*–21*; Agata Mazurek: Sprichwort im Predigtkontext. Untersuchungen zu lateinischen Prothemata-Sammlungen des 15. Jahrhunderts mit deutschen Sprichwörtern. Mit einer Edition, Berlin, Boston 2014.

3. lateinische Begriffserklärungen des Sprichworts, die in unterschiedlichen Diskursstraditionen – Grammatik, Poetik und Brieflehre – vorkommen.

Es wäre noch zu zeigen, dass jeder dieser Bereiche zu den zentralen Quellen für die mittelalterliche und frühneuzeitliche Entwicklung der Bezeichnungen des Sprichworts und der zugehörigen begrifflichen Konzepte zählt. Alle drei Bereiche zu erfassen, hat nicht nur den Vorteil, dass neben den volkssprachlichen auch mittellateinische Bezeichnungen in den Blick kommen. Zugleich bietet sich die Chance, sowohl mittelalterliche als auch biblische und antike Überlieferungsstränge sowie deren vielfältige Überschneidungen zu analysieren.¹² Allerdings sind die Belegdaten zu keinem der Bereiche bisher umfassend gesammelt. Selbst neuere Untersuchungen stützen sich auf das Datenmaterial, das die quellenkundliche Forschung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts (von Wilhelm Grimm über Carl Schulze und Edward Schröder bis Friedrich Seiler) gewonnen hat.¹³ Eingedenk der Mahnung, dass begriffliche Spekulation die Kenntnis des historischen Wortmaterials nie ersetzen kann, stellt neben der Analyse der Wortkontexte daher die Verbesserung der Datenbasis ein vordringliches Forschungsziel dar. Denn wie immer man es auch wendet: Eine auf Differenzierungen bedachte Klärung der wortgeschichtlichen Entwicklung wird ohne die Erweiterung des herkömmlichen Quellen-, Diskurs- und Gattungsspektrums nicht zu erreichen sein.

¹² Vgl. Manfred Eikelmann: *Sprichwort*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Berlin, New York 2003, Bd. 3, S. 486–489; Sibylle Hallik: *Sententia und Proverbium. Begriffsgeschichte und Texttheorie in Antike und Mittelalter*, Köln, Weimar 2007.

¹³ Nützlich sind der Überblick und das Belegmaterial bei: Otfried Ehrismann: *Ehre und Mut, Aventure und Minne. Höfische Wortgeschichten aus dem Mittelalter*, München 1995, S. 204–208; vgl. weiterhin Wilhelm Grimm (Hg.): *Vridankes bescheidenheit*, Göttingen 1834, Einleitung S. LXXXVIII; Carl Schulze: *Ausdrücke für das Sprichwort*, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 8, 1854, S. 376–384; Ders.: *Die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache*, Göttingen 1860, S. 3–5; Ignaz von Zingerle: *Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter*, Wien 1864, S. 5–8; Wilhelm Weise: *Die Sentenz bei Hartmann von Aue*, Marburg 1910, S. 8–11; Friedrich Seiler: *Das Sprichwort*, Straßburg 1918, S. 14f.; Edward Schröder: *Sprichwort*, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum* 59, 1922, S. 48; Martha Lenschau: *Grimmelshausens Sprichwörter und Redensarten*, Frankfurt/Main 1924, S. 14f.; Hilde Gerke-Siefert: *Sprichwörter und Redensarten bei Johann Fischart. Ein Beitrag zur deutschen Sprichwortgeschichte*, Diss. München 1953, S. 80–83; Wolfgang Mieder: *Das Sprichwort und die deutsche Literatur*, in: *Fabula* 13, 1972, S. 37–42, hier S. 139f.; Ricarda Liver: *Moderne Definitionsversuche und Sprichwortbezeichnungen im Altfranzösischen*, in: *Beiträge zum romanischen Mittelalter*, hg. v. Kurt Baldinger, Tübingen 1977, S. 339–357; Timothy Nelson: „O du armer Luther ...“. *Sprichwörtliches in der antilutherischen Polemik des Johannes Nas (1534–1590)*, Bern u.a. 1991, S. 105–107. Eine noch wenig genutzte Quelle für lateinische und deutschsprachige Sprichwort-Bezeichnungen bilden die ostmitteldeutschen Prothemata-Sammlungen mit deutschen Sprichwörtern; vgl. Mazurek (Anm. 11).

So wichtig es also auch ist, die volkssprachlichen und lateinisch-gelehrten Bezeichnungen vergleichend zu betrachten, im Rahmen der folgenden Analyse konzentriere ich mich primär auf die mittel- und frühneuhochdeutsche Vokabel *sprichwort*. Allerdings sind dabei gerade auch die spezifischen Auswertungsmöglichkeiten des zugrunde gelegten Belegkorpus zu beachten¹⁴, da es eine bei der philologischen Klärung von Datierungen und Erstbelegen – für historisches Material – günstige Untersuchungsbasis bietet. Sie ist nicht zuletzt auch insofern tragfähig, weil volkssprachlich literarische wie lateinisch-gelehrte Text- und Diskurstraditionen im Material repräsentiert sind.

1. Fragestellung

Für das heutige Wort *Sprichwort* stehen im Althochdeutschen Ausdrücke wie ‚biscaft‘, ‚bîspel‘ und ‚bîwort‘, während im Mittelhochdeutschen bereits Zusammensetzungen wie ‚altez, altsprochen, gemeinez wort‘ gebräuchlich sind. Um 1200 setzt sich jedoch ‚sprichwort‘ immer mehr durch, dessen Etymologie nicht völlig eindeutig ist. Allgemein wird angenommen, daß Sprichwort eine tautologische Zusammensetzung der mittelhochdeutschen Wörter ‚spriche‘ und ‚wort‘ darstellt, etwa in der Bedeutung von ‚vielgesprochenes Wort‘. Im 16. Jh. treten dann noch die Sekundärformen ‚Sprüchwort‘ und ‚Spruchwort‘ auf, die durch volksetymologische Anlehnung an ‚Spruch‘ entstanden sein dürften. Heute gilt ‚Sprichwort‘ als die ausschlaggebende Form, obwohl ‚Sprüchwort‘ im Dialekt zuweilen noch zu finden ist.¹⁵

Diese ältere Bestandsaufnahme fasst zutreffend unser Wissen über das Wort ‚Sprichwort‘ und seine Geschichte zusammen. Sie gibt einen Konsens wieder, der zuerst mit der für die neuere Forschung grundlegenden „Sprichwörterkunde“ Friedrich Seilers erreicht und bis in jüngste Zeit fortgeschrieben worden ist.¹⁶ Als Be-

¹⁴ Das Belegkorpus beruht auf Überprüfung der historischen Belegwörterbücher des Deutschen sowie der älteren Verzeichnisse und Listen der Bezeichnungen des Sprichworts (vgl. Anm. 13), die es so weit wie möglich berichtigt, aktualisiert und durch systematische Auswertung wichtiger Gattungen und Textsorten (z.B. höfische Romane), Autorœuvres (z.B. Berthold von Regensburg, Heinrich der Teichner) und Werke (z.B. Heinrich von dem Türlin „Crône“, Konrad von Ammenhausen „Schachzabelbuch“) ergänzt. Aufgenommen wurden in das Korpus nur Belege, die 1. eine ahd., mhd. oder frühnhd. Sprichwort-Bezeichnung aufweisen (neben *sprichwort* z.B. *bîwort*, *rede*, *sage*, *spruch*, *wort*) und 2. aufgrund des Kontextes eindeutig als Bezeichnung eines Sprichworts oder einer benachbarten kleinliterarischen Gattung erkennbar sind. Das Korpus hat seinen Schwerpunkt in der höfischen Literatur des 12./13. Jh.s, greift aber bis ins 16./17. Jh. (Johann Fischart, Johannes Nas, Grimmlshausen) aus. Beim derzeitigen Stand hat es lediglich einen heuristischen Anspruch und soll beitragen, das Untersuchungsfeld neu zu explorieren.

¹⁵ Wolfgang Mieder, Lutz Röhrich: *Sprichwort*, Stuttgart 1977, S. 1.

¹⁶ Vgl. Friedrich Seiler: *Deutsche Sprichwörterkunde*, München 1922, S. 1; Ehrismann (Anm. 13), S. 202–204; Eikelmann (Anm. 12), S. 487.

schreibung der Verwendungsweisen und der Entwicklung des Wortes bedürfen die Ergebnisse allerdings in wichtigen Aspekten der Präzisierung:

- Bereits im Mittelhochdeutschen besitzt *sprichwort* ein charakteristisches Spektrum von Verwendungsweisen. Zwar geht die Forschung einhellig von der ‚ursprünglich‘ weiten Bedeutung des Wortes aus, das demnach ‚jede oft gesprochene, sich wiederholende Redewendung‘¹⁷ bezeichnet. Doch ergibt sich bei einer genügend breiten Datenbasis ein differenzierteres Bild¹⁸, in dem die auf die Redeformen Sprichwort, Redensart und Sentenz bezogenen Verwendungen des Wortes als usuelle Bedeutung erscheinen¹⁹, während die Lesarten ‚Geflügeltes Wort‘, ‚Gleichnis‘, ‚abschreckendes Beispiel‘ und ‚Rätsel‘ nur vereinzelt auftreten und nicht dauerhaft Eingang in den Sprachgebrauch gefunden haben. Näher zu klären bleibt jedoch die Frage, wie sich diese Polysemie des Wortes entwickelt und in welchem Verhältnis seine Verwendungsweisen zueinander stehen.
- Die frühe Entwicklung des Wortes *sprichwort* erstreckt sich auf den süddeutschen Raum (u.a. Österreich, Elsass); über die weitere räumliche und zeitliche Verbreitung ist wenig bekannt.²⁰
- Auch das Verhältnis von *sprichwort* zu konkurrierenden Bezeichnungen wie *altsprochen wort*, *rede*, *spruch*, *wort* oder *wortelîn* ist nur unzureichend untersucht. Das gilt sowohl für das Bedeutungspotential dieser Ausdrücke als auch den Prozess, in dem sich *sprichwort* ‚im Kampf der Wörter‘ als Terminus durchsetzt.
- Die etymologische Deutung von *sprichwort* ist nicht gesichert. Wilhelm Wackernagel hat die Wortform als tautologisch verstärkende Bildung aus den Wörtern *spriche* und *wort* (‚ein Wort, das viel gesprochen wird‘) erklärt.²¹ Edward Schröder dagegen hat sie auf den „substantivisch verwendeten Befehlsausdruck“ *sprich* und eine nicht belegte Formel ‚*sprich wort*‘ (*loquere verbum*) zurückge-

¹⁷ Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes, 10., überarbeitete und erweiterte Aufl. v. Helmut Henne, Heidrun Kämper, Goerg Objartel, Tübingen 2002, S. 946. Weiterhin: Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, 4. Teil, 2., vermehrte und verbesserte Aufl., Leipzig 1801, Sp. 236f.; Friedrich Ludwig Karl Weigand: Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl., neu bearb. v. Karl von Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant, Gießen 1909/1910, Bd. 2, S. 779; Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 2., durchgesehene und ergänzte Aufl. v. Wolfgang Pfeiffer, Berlin 1993, Bd. 2, S. 1332f.

¹⁸ Vgl. Jacob Grimm, Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1960, Bd. 10 II, I, Sp. 62–69.

¹⁹ Ebd., Sp. 65: „eine formelhafte Wendung in gleichnisartiger Form, die ohne ausgesprochenen lehrhaften Ton doch lehrhafte Wirkung erzielt“; weiterhin: Trübners Deutsches Wörterbuch. Begründet von Alfred Götze, in Zusammenarbeit mit Eduard Brodführer und Alfred Schirmer hg. v. Walther Mitzka, Berlin 1955, Bd. 6, Sp. 489a–b, hier Sp. 489b: „Im allgemeinen ist unser Wort eingeeignet auf einen kurzen Spruch, der eine volkstümliche Lehre enthält.“

²⁰ Eine einlässliche Darstellung gibt Trübner (Anm. 19), Sp. 489a–b.

²¹ Über den einzigen bisher bekannten Beleg aus dem Windberger Psalter hinaus ist mhd. *spriche* (‘Wort, Rede’) beim Teichner nachweisbar; vgl. Heinrich der Teichner: Gedichte, hg. v. Heinrich Niewöhner, Berlin 1953, Bd. 1, Nr. 44, v. 27: *die tumen habent ein sprich*.

führt, „aus deren erstarrung [...] um 1200 das substantivum *sprichwort* entstanden sein“²² könnte. Obwohl der Vorschlag Wackernagels Zustimmung gefunden hat, verdient mit Rücksicht auf die nach dem Muster der Actio-Patiens-Relation erklärable Wortbildung die Deutung Schröders zweifellos den Vorzug.²³ Allerdings ist die Belegbasis für beide Vorschläge allzu schmal, als dass sie argumentativ belastbar wären. Unstrittig ist aber die Entstehung des Wortes in der Zeit um 1200. Sie liefert nicht nur ein bedeutsames Indiz für das in dieser Form neue Interesse an der Redeform des Sprichworts, sondern erlaubt auch den begründeten Verdacht, dass die frühen Belege des Wortes zeitlich nah an die Wortentstehung heranzuführen und sie zu rekonstruieren erlauben.

Diese Beobachtungen legen eine erneute Untersuchung des Wortes *sprichwort* nahe. Vorrangig mit Blick auf den Bedeutungsansatz ‚Sprichwort, Redensart, Sentenz‘ frage ich im Folgenden daher nach den Verwendungsweisen des Wortes und den mit ihm konkurrierenden Bezeichnungen. Diese Perspektivierung soll nicht den Eindruck erwecken, dass die historischen Verwendungsweisen des Wortes auf eine scheinbar homogene Grundbedeutung reduziert und damit ein bestimmter Begriff des Sprichworts präjudiziert wird.²⁴ Sie empfiehlt sich angesichts der Materialfülle aus praktischen Gründen, und zu verstehen ist sie im Sinne einer Hypothese, deren Überprüfung auf das mittel- und frühneuhochdeutsche Spektrum der *sprichwort*-Lesarten hinführt.

2. Erstbelege

sprichwort tritt in schriftlicher Überlieferung um 1200 hervor. Es begegnet zuerst in der „Klage“ (um 1200–1210), in Gottfrieds von Straßburg „Tristan“ (1210), den „Winsbeckischen Dichtungen“ (1210–1220)²⁵ sowie Heinrichs von dem Türlin „Crône“ (um 1230). Zu dieser Zeit ordnet es sich zusammen mit den Werken, die es bezeugen, weiten Teilen des süddeutschen Sprachraums zu (Österreich, Bayern, El-

²² Schröder (Anm. 13), S. 48.

²³ Vgl. Thomas Klein, Hans-Joachim Solms, Klaus-Peter Wegera: *Mittelhochdeutsche Grammatik*, Teil III, Wortbildung, Tübingen 2009, S. 232.

²⁴ Im Rahmen der Untersuchung gehe ich vom modernen Begriffsverständnis aus, wonach ein Sprichwort in jedem Fall 1. eine kollektive Tradierungsweise (Umlaufcharakter, Volksläufigkeit o.ä.) und 2. eine syntaktisch-semantisch in einen einzigen Satz gefasste Äußerungsform besitzen muss, dazu 3. in aller Regel einen leicht zugänglichen Wissensinhalt und 4. entweder einen sprachlich oder inhaltlich hervorgehobenen Redegestus. Diese Merkmale dienen mir als heuristisches Hilfsinstrument für die onomasiologische Frage nach den verschiedenen Bezeichnungen des Sprichworts. Ausgangspunkt der Analyse ist die auf die Verwendungsweisen von *sprichwort* gerichtete semasiologische Fragestellung.

²⁵ Datierungsprobleme erörtert: Frieder Schanze: *Winsbecke, Winsbeckin und Winsbeken-Parodie*, in: *Verfasserlexikon*, hg. v. Franz Josef Worstbrock, Berlin, New York 1999/2000, Bd. 10, Sp. 1224–1231, hier Sp. 1224f.

sass). Insofern könnte es bereits vor der Wende zum 13. Jahrhundert gebräuchlich gewesen sein. Allerdings finden sich in den für den mittelalterlichen Sprichwortgebrauch charakteristischen Ein- und Ausleitungsformeln bis um 1200 ausschließlich Bezeichnungen wie *altsprochen wort* oder *spruch*. Die seit althochdeutscher Zeit nachweisbaren Formeln sind für die Verbreitung von *sprichwort* jedoch in so hohem Maße charakteristisch, dass es eigentlich schon früher in der Überlieferung zu erwarten wäre. Gesichert ist aber bislang nur sein Aufkommen in der Zeit um 1200, in der es im Kontext der gut etablierten Redeeinleitungen erscheint.

Die Erstbelege des Wortes *sprichwort* entstammen der höfischen Literatur und in ihrer Mehrzahl dem höfischen Roman; sie finden sich in narrativen Kontexten, in denen entweder der Erzähler oder eine Romanfigur einen – direkt im Zusammenhang zitierten – Spruch einführen:

*„nû ist mîn râche an in geschehen,
alse daz alte sprichwort sprichet:
swen der wolf richet,
der ist errochen alsô wol,
daz manz niht vûrbaz rechen sol“,
sprach der marcgrâve rîche.²⁶*

*do wart diu warheit wol schin
des sprichwortes, daz da giht,
daz schulde ligen und vulen niht.²⁷*

*diz was diu alwaere,
diu herzelose blintheit,
von der ein sprichwort da seit:
„diu blintheit der minne
diu blendet uze und inne.“²⁸*

*alse ein warez sprichwort giht:
„diu manegem minne sinnet,
diust manegem ungeminet.“²⁹
sô kumt dir gar daz sprichwort wol:
des muotes alze gaeher man
vil traegen esel rîten sol.³⁰*

²⁶ Die Nibelungenklage. Synoptische Ausgabe aller vier Fassungen, hg. v. Joachim Bumke, Berlin, New York 1999, v. 3514–3520.

²⁷ Gottfried von Straßburg: Tristan und Isold, hg. v. Friedrich Ranke, 15. Aufl., Dublin, Zürich 1978, v. 5456–5458; vgl. Tomas Tomasek (Hg.): Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman des 12. und 13. Jahrhunderts, Berlin, New York 2009, Bd. 2, S. 452–455.

²⁸ Ebd., v. 17738–17742; vgl. Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman (Anm. 27), Bd. 2, S. 516f.

²⁹ Ebd., v. 18042–18044; vgl. Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman (Anm. 27), Bd. 2, S. 528f.

*Si sagent, wir wîp haben kurzen muot
und dâ bî alle langez hâr.
dem gelîch vil manegiu leider tuot,
sô si daz sprichwort machet wâr.³¹*

*Als man dick hört sprechen
In iren sprichworten die wijsen:
Man sal den man prijsen,
Der sich also berüchet,
Das er die sache versüchet,
Ee er mit lichten müet
Sich sweche an der hüt,
Das er ein ding glaub E,
E denn das end dar an gee.³²*

*Eyn alt sprichwort gihet:
„Alt schult lijt vnd rostet niht.“
Das wart hie wol schîn
Wann Gawein hatt den bruoder sin
In einem turnoy erslagen.³³*

*Ein ding vil dick ergat,
Das die sprüchwort sprechent:
Was die lute ab gebrechent
Ettwann mit vnreht,
Das es mit lust wurt gespeht,³⁴*

³⁰ Winsbecke, in: Winsbeckische Gedichte nebst Tirol und Fridebrant, hg. v. Albert Leitzmann, 3., neubearbeitete Aufl. v. Ingo Reiffenstein, Tübingen 1962, Str. 33, v. 8–10; vgl. zu „Ein jäher Mann soll Esel reiten.“ die Nachweise im Thesaurus proverborum medii aevi. Lexikon der Sprichwörter des romanisch-germanischen Mittelalters, begründet von Samuel Singer, hg. v. Kuratorium Singer der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Berlin, New York 1996, Bd. 3, s.v. ‚Esel‘ 7.1. (im Folgenden zitiert als: TPMA).

³¹ Winsbeckin, in: ebd., Str. 19, v. 1–4; vgl. zu „Langes Haar, kurzer Sinn.“ TPMA (Anm. 30), Bd. 5, s.v. ‚Haar‘ 1.

³² Heinrich von dem Türlin: Die Krone (Verse 12282–30042). Nach der Handschrift Cod. Pal. germ. 374 der Universitätsbibliothek nach Vorarbeiten von Fritz Peter Knapp und Klaus Zatloukal hg. v. Alfred Ebenbauer, Florian Kragl, Tübingen 2005, v. 14824–14832; vgl. Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman (Anm. 11), Bd. 1, S. 422f.

³³ Ebd., v. 18836–18840; vgl. Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman (Anm. 11), Bd. 1, S. 430–433.

³⁴ Ebd., v. 20248–20252; vgl. Handbuch der Sentenzen und Sprichwörter im höfischen Roman (Anm. 11), Bd. 1, S. 436f.

In all diesen Belegen ist *sprichwort* als Bezeichnung auf einen konkreten Kleintext bezogen. Verwendet wird die Bezeichnung in Satz- und Redekontexten, in denen die Sprecher den kleinen Text unter Verweis auf seine Verwendungsweise, sein Alter und seinen Wahrheitsgehalt anführen. So ist es in der „Klage“ der bayerische Graf Else, der *daz alte sprichwort* von der Wolfsrache („Wen der Wolf rächt, der ist gut gerächt.“) herbeizitiert³⁵, um die Nachricht vom Untergang der Nibelungen zu kommentieren und seine Genugtuung zum Ausdruck zu bringen. In den beiden Winsbeckischen Gedichten verwenden die Elternfiguren ein Sprichwort für präskriptiv-warnende Belehrungen, während die Erzähler in Gottfrids von Straßburg „Tristan“ und Heinrichs von dem Türlin „Crône“ auf Sprichwörter und Sentenzen zurückgreifen, um das erzählte Geschehen auf eine allgemeine Wahrheit zu beziehen – dies allerdings nur mehr oder minder sinnfällig, wie der distanzierte Kommentar zu Tristans fragwürdigem Mord an seinem Lehnsherren Morgan vor Augen führt (v. 5456–5458).³⁶

Alle Belegstellen finden sich in einem nahezu identischen Verwendungszusammenhang: Immer gehört *sprichwort* zu Einleitungs- oder Ausleitungsformeln und dient der Einführung eines spruchhaften Mikrotextes in einen aktuellen Redezusammenhang. Die metakommunikative Sprechhandlung des Zitierens wird dabei als Berufung auf eine anonyme Instanz der Äußerung vollzogen (*daz sprichwort spricht*). Bestandteil dieser Sprechhandlung ist regelmäßig der ausdrückliche Hinweis auf die autoritative Geltung der Äußerung – die Art ihres Gebrauchs und durch Tradition begründeten Wertes (Alter, Gebrauch, Wahrheit). Der Wortlaut und die Formulierung des Verwendungskontextes sind dabei in so hohem Maße gleichförmig, dass sich die Redeeinleitungen unschwer als routinisierte Prozedur des Zitierens und der Einführung von Fremdtexen in einen Kontext zu erkennen geben. Dem entspricht, dass die zitierten Kleintexte auch sonst als verbreitetes Sprichwort oder Sentenz nachzuweisen sind, so dass sich der Sprecher explizit auf sie berufen kann.

Deutlich ist darüber hinaus das sprachliche Handlungsmuster, das allen Verwendungen zugrunde liegt. Konstitutiv für dieses Muster ist sowohl die Berufung auf eine gemeinschaftliche Redetradition als auch die kommentierende Bezugnahme auf eine aktuelle Situation. Aus dieser doppelten Perspektive ergibt sich der funktionale Zuschnitt der jeweiligen Äußerung: In der einen Perspektive benennt der Sprecher die zitierten Ausdrücke und hebt ihren Status hervor, in der anderen nimmt er Stellung zu einem Geschehen, indem er es – mit dem Gestus des Legitimierens und Beglaubigens – einer als allgemein gültig ausgegebenen Tradition (und dem in dieser Tradition überlieferten Wissen) zuordnet. Bezeichnend ist für diese sprachliche

³⁵ Vgl. das weitere Belegmaterial im TPMA (Anm. 30), Bd. 9, 1999, s.v. ‚Rache‘ 4.2. Am 12. Dezember 1824 hatte Wilhelm Grimm noch an Karl Lachmann geschrieben: „Das Sprichwort vom Wolf, der ein guter Rächer ist, habe ich sonst nirgends als in Türheims Oranse, aber darin wenigstens dreimal gefunden, der mag es wohl immer im Munde gehabt haben.“ (Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann, hg. v. Albert Leitzmann, Jena 1927, Bd. 2, S. 820)

³⁶ Die Vielschichtigkeit der Szene ist erläutert bei: Christoph Huber: Tristan, 3., neu bearb. und erweiterte Aufl., Berlin 2013, S. 73.

Handlung, dass sie dazu dient, den zitierten Ausdruck mit Autorität auszustatten.³⁷ Daran zeigt sich ihr spezifisches performatives Potential³⁸, insofern die Einleitungen nicht nur konstativ Redeformen bezeichnen, sondern es formativ und generativ ermöglichen, Sprichwort-Merkmale wie ‚Alter‘ oder ‚wiederholtes Gesprochenwerden‘ so in Geltungsaspekte zu überführen, dass sie im jeweiligen Kontext argumentative Funktion erhalten.

Die Erstbelege für *sprichwort* bieten also einen prägnanten wortgeschichtlichen Befund. Der Ausdruck wird durchgehend auf anonym tradierte Redeformen bezogen, und er wird genutzt, um ihnen den Rang einer autoritativen Instanz der Rede zuzuschreiben. Weil es dabei um die Benennung der kleinen Texte und deren Status geht, tendiert diese Verwendungsweise zum terminologischen Gebrauch des Wortes. Wie man dabei allerdings betonen muss, haben die formelhaften Redeeinleitungen, in denen es regelmäßig belegt ist, einen deutlich anderen metakommunikativen Sinn. Denn in ihnen manifestiert sich eine diskursive Praktik, die ein Sprichwort oder einen Spruch sowie das aufgerufene Erfahrungswissen aktualisierend mit autoritativer Energie auflädt.

3. Wortbedeutung

Aus diesen Beobachtungen lässt sich zwar kein Gattungsterminus im heutigen Sinne ermitteln. Kontur gewinnt aber eine Wortbedeutung, die erklärt, inwiefern sich mit *sprichwort* die Vorstellung eines eigenständigen Redetyps verbindet. Abzulesen ist dies auch daran, dass die Mehrzahl der späteren Belege, die bis ins 14. und 15. Jahrhundert reichen, den Ausgangsbefund bestätigt:

*man spricht ain sprichwort, daz ôch wâr ist, daz man getrüwen frünt aller best küset in den arbeiten.*³⁹

³⁷ Dass die „Wahrheit“ des Sprichwortes“ in älterer Literatur bis ins 18. Jahrhundert in „charakteristischer Weise [...] metakommunikativ beschworen“ wird, betont: Harald Burger: *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*, 4., neu bearb. Aufl., Berlin 2010, S. 112–116. Wie man dabei allerdings auch konstatieren muss, fehlt es an Untersuchungen, die diesen Aspekt – das Herstellen von Autorität – für die lateinische und deutschsprachige Sprichwort-Überlieferung des Mittelalters erschließen. Ein prägnantes Beispiel, von dem die Frage nach den Spezifika mittelalterlicher Autorisierungsverfahren ausgehen könnte, ist das oben zitierte Sprichwort von der Wolfsrache. Um historisch differenzieren zu können, wird auf literatur-, funktions- und wissenschaftliche Analysen solcher Beispiele nicht zu verzichten sein.

³⁸ Im Zusammenhang mit der Frage nach Entstehung und Durchsetzung semantischer Neuerungen erörtert den ‚kommunikativen Nutzen‘ und das Handlungspotential sprachlicher Ausdrücke: Fritz, *Historische Semantik* (Anm. 9), S. 38–42.

³⁹ Der sogenannte St. Georgener Prediger, aus der Freiburger und der Karlsruher Handschrift hg. v. Karl Rieder, Berlin 1908, Nr. 11, S. 32, v. 23–25.

*Ez war ein sprichwort manigen tag
daz man daz vil pesser wag,
der mit eren wuerd begraben
dann mit schanden hie betaben.*⁴⁰

*Daz sprüchwart ist mir oft gesait:
Alter part hat weissheit.*⁴¹

*Von gudin eldirn gude kindir kommen.
Abrahammes knecht swur uf sin diech,
Daz keyn heidin worde genommen
Von Ysaac. Man werdit houptsiech
Vil dicke von bosir gesellschaft
Dit is eyn aldis sprichwort.
Wer darmede werdit behaft,
Der muez vorterbin, daz ist kort.*⁴²

*Fabula vi de leone, vacca, capra et ove.
Dicitur in proverbio nunquam fidelem esse potentis divisionem cum paupere.
[...]
Die vi fabel von dem löwen, rind, gaiß und schauf.
Es ist ain gemain sprichwort: Nicht gesell dich zuo gewalt, so behelt dyn wesen ouch
ain guot gestalt.*⁴³

Nach zeitlicher Streuung, Gattungszugehörigkeit und sprachlicher Form könnten die Beispiele kaum verschiedener sein: Reimvers steht neben Prosa, geistliche neben weltlicher Literatur, fiktionaler Erzähltext neben Predigt, Chronik und Traktat. Bei aller Verschiedenartigkeit – und unabhängig von all diesen Faktoren – fallen auch in den Belegen die homogenen Satzkontexte und deren Formelhaftigkeit auf.⁴⁴ Ablesbar ist dies an einem so bezeichnenden Detail wie dem Artikelgebrauch:

⁴⁰ Teichner (Anm. 21), Nr. 176, v. 1–4.

⁴¹ Heinrich Wittenwiler: Der Ring. Frühneuhochdeutsch/Neuhochdeutsch, nach dem Text von Edmund Wießner hg. v. Horst Brunner, Stuttgart 1991, v. 3071f.

⁴² Johannes Rothe: Der Ritterspiegel, hg. v. Christoph Huber, Pamela Kalning, Berlin, New York 2009, v. 129–136.

⁴³ Heinrich Steinhöwel: Äsop, hg. v. Hermann Österley, Tübingen 1873, S. 86.

⁴⁴ Der Term ‚formelhafte Wendung‘ ist theoretisch wie methodisch stark belastet. Ich verwende ihn zum einen für die funktionale Bindung der Redeeinleitungen, zum anderen deren an Satzbau und Wortwahl ablesbare ‚Festigkeit‘; vgl. aus literaturwissenschaftlicher Sicht Christian Schmid-Cadalbert: Formel₂ (Erzählformel), in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, 1997, Berlin, New York 1997, Bd. 1, S. 619f.; aus linguistischer Sicht etwa die eng miteinander verknüpften Ansätze bei Burger (Anm. 37), S. 39–42; Natalia Filatkina: Historical phraseology of German: regional and global, in: Phraseologie. global – areal – regional, hg. v. Jarmo Korhonen u.a., Tübingen 2010, S. 143–151.

Si gedenket aber an daz sprichwort niht:

„Dó der sieche lip genas,
Do beleip er als er ê was.“⁴⁵

Das gwärest sprichwart daz ist daz:

*Einiger vatter füeret bas
Siben kinder durch einn gatter
Dann siben kinder einen vatter.*⁴⁶

Es ist ein altes sprichwort;

*das haun ich vil oft gehort:
ain man und auch sein eweib
zwuo sel und ainen leib
süllen mit ainander haun.*⁴⁷

Maniger sich mit red verloz.

„der red loz, der recht loz“,
daz ist auch ain sprich wort⁴⁸

Die beiden ersten Beispiele illustrieren den Gebrauch des bestimmten Artikels, der in demonstrativer Bedeutung verwendet wird. In dieser Verbindung wird *sprichwort* in einem Akt des Benennens und Identifizierens so auf den zitierten Spruch bezogen, dass der Ausdruck deiktische Funktion erhält. Mit Blick auf die junge Frau, die sich selbst betrügt, formuliert Hugo von Trimberg zum Beispiel: „Sie erinnert sich jedoch nicht an *dieses* Sprichwort: Als der Kranke gesund wurde, da war er derselbe wie zuvor.“ Der Gebrauch des unbestimmten Artikels in Formulierungen wie *ez ist ein altes sprichwort, daz ist ain sprichwort* oder *dis war ze einem sprichwort zehant* führt zu einem analogen Ergebnis, nur dass stattdessen die klassifizierende Einordnung der Texte, ihre Zuweisung an eine übergeordnete Textgruppe im Vordergrund steht.⁴⁹ Betrachtet man die Belegreihe näher, so wird klar, dass *sprichwort* im Hinblick auf textmorphologische Merkmale nicht näher bestimmt ist. Dies aber bedeutet: Intensional wie extensional handelt es sich um einen weit gefassten Kollektiv- und Sammelbegriff für die typisierende Identifizierung der angeführten Redeformen. So bezeichnet das Wort häufig zwar solche kleinen Texte, die auch nach modernen Kriterien als Sprichwort gelten:

⁴⁵ Hugo von Trimberg: Der Renner, hg. v. Gustav Ehrismann, mit einem Nachwort und Ergänzungen von Günther Schweikle, Berlin 1970, Bd. 2, v. 12130–12132.

⁴⁶ Wittenwiler (Anm. 41), v. 3201–3204.

⁴⁷ Heinrich Kaufringer: Werke, hg. v. Paul Sappeler, Tübingen 1972, Nr. 8, v. 1–5.

⁴⁸ Teichner (Anm. 21), Nr. 233, v. 1–3.

⁴⁹ Vgl. Carl von Kraus: Das sog. demonstrative ein im Mittelhochdeutschen, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 67, 1930, S. 1–22; Hermann Paul: Mittelhochdeutsche Grammatik, 25. Aufl., neu bearb. von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms, Klaus-Peter Wegera, Tübingen 2007, S. 378–383.

sprichwort

*sô kumt dir gar daz sprich wort wol:
des muotes alze gaeher man
vil traegen esel rîten sol.⁵⁰*

*arm man sol niht traege sîn,
daz sprichwort wart dâ wol schîn⁵¹*

Doch gilt der Ausdruck auch für generisch benachbarte Redeformen, die wie sprichwörtliche Vergleiche und Wendungen nicht satzwertig sind oder aber so wie mehrzeilige Sinnsprüche den für Sprichwörter zu erwartenden syntaktischen Umfang überschreiten:

*Von demselben diz sprichwort was:
„Wolt ir horen und sehen,
Dem ist recht als Job geschen.“⁵²*

*Ouch sol man noch besunder danken
Eins sprichwortes allen frumen Franken:
Man sprichet gern, swen man lobet hiute:
Er sî der alt frenkischen liute.⁵³*

Also ein prediger kan niemand den Glauben geben, niemand fromm machen, kan niemand recht trösten, Sondern er kan einem die Sprüche fürhalten, die zu trösten dienlich sein. Gleich wie der Ackermann und Weingartner ihre Arbeit thun. [...] Und wie unser eigen Natur lehret, ist es mißlich, das der Mensch verlassen soll diß Leben, so er kennet unnd weis, unnd inn ein ander Leben fahren, so er nicht kennet, auch nicht wissen kan, wo er eine Nacht bleibe, Wie das gemeine Sprichwort lautet:

*Ich leb und weis nicht, wie lange,
Ich sterbe und weis nicht, wanne,
Ich fahr und weis doch nicht, wohin,
Mich wundert, das ich frölich bin.⁵⁴*

In Unterschied zu unserem heutigen Verständnis werden unter *sprichwort* also auch syntaktisch unselbständige phraseologische Ausdrücke subsumiert. Zugleich können aber auch kleine poetische Gebilde wie der *Ich leb und weis nicht, wie lange-*

⁵⁰ Winsbecke (Anm. 30), Str. 33, v. 8–10.

⁵¹ Ottokar von Steiermark: Österreichische Reimchronik. Nach den Abschriften Franz Lichtensteins, hg. v. Josef Seemüller, Hannover 1890–1893, v. 31132f.

⁵² Die mitteldeutsche Paraphrase des Buches Hiob. Aus der Handschrift des Königlichen Staatsarchivs zu Königsberg, hg. v. Torsten Evert Karsten, Berlin 1910, v. 6934–6936.

⁵³ Hugo von Trimberg (Anm. 45), v. 22311–22314.

⁵⁴ Martin Luther: Predigten des Jahres 1531, in: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar 1908, Bd. 34,2, S. 272,18–21 u. S. 274,15–22; vgl. zu Luthers Spruchzitat Gerd Dicke: *Mich wundert, das ich so frölich pin*. Ein Spruch im Gebrauch, in: Kleinstformen der Literatur, hg. v. Walter Haug, Burghart Wachinger, Tübingen 1994, S. 56–90, hier S. 86–88.

Sinnspruch gemeint sein, auch wenn sie in höherem Maße als Sprichwörter ohne Bezug auf einen Kontext verstanden werden. Damit ist nicht gesagt, dass Unterschiede in der Sprachgestalt keine Rolle spielen. Es wird eine Wahrnehmung für die besondere sprachlich-stilistische Qualität der zitierten Redewendungen und Kleinsttexte gegeben haben. Nur setzt die begriffliche Distinktion nicht bei diesen morphologischen Merkmalen, sondern bei den Aspekten des passenden Gebrauchs und der autoritativen Geltung an. Denn so different die Sprachgestalt der Beispiele auch ist, immer bezeichnet *sprichwort* Ausdrücke oder Texte, die gerade nicht beliebig sind, sondern zur Tradition einer sprachlichen und kulturellen Gemeinschaft gehören, seien es Redewendungen, die unterhalb der Satzgrenze liegen, seien es satz- und textwertige Sprichwörter oder Sinnsprüche. Und aufgefasst werden sie alle als anonyme Redeformen, die bei passender Gelegenheit anwendbar sind. Das Erfahrungs- und Verwendungswissen, das dabei jedes Mal vorausgesetzt ist, kommt zwar mitunter auch explizit zur Sprache. Hugos von Trimberg Hinweis auf den laudativen Gebrauch der Redewendung von den altfränkischen Leuten ist dafür ein Beispiel. Zumeist wird dieses Wissen aber als bekannt unterstellt. Es genügt, begrifflich verkürzt an die Bekanntheit und Gebräuchlichkeit des zitierten Ausdrucks oder Textes zu erinnern.

Obwohl die Semantik von *sprichwort* an keiner Stelle ausführlich explizit gemacht wird, kann sie doch in ihren Hauptmerkmalen aus den Verwendungsweisen des Wortes ermittelt werden. Folgt man einem terminologischen Vorschlag Eugenio Coserius, so handelt es sich bei den mit *sprichwort* bezeichneten Redewendungen und Texten um Formen der ‚wiederholten Rede‘, genauer um Zeichenkombinationen, „die als Anspielung auf eine bereits existierende, fixierte Zeichensequenz verstanden werden müssen“⁵⁵. Da der Begriff auf heterogene Redeformen bezogen ist, sind ‚Ausdrücke‘, ‚Phrasen‘, ‚Redewendungen‘ oder ‚Texte‘ von ganz unterschiedlicher sprachlicher Prägung gemeint. Entscheidend ist nur ihre Herkunft aus der sprachlichen und kulturellen Tradition einer Gemeinschaft, in der sie einen Modus „des Weiterschaffens innerhalb des bereits Gesagten“⁵⁶ darstellen. Gewiss entbindet dieser konzeptuelle Rahmen weder davon, zwischen einzelnen Redeformen zu differenzieren, noch ist auf eine Klärung der Besonderheiten zu verzichten, die für mittelalterliche Literatur mit den Kategorien der ‚Wiederholung‘ oder ‚Wiederholbarkeit‘ angesprochen sind.⁵⁷ Im Falle meines Beispiels spricht für den Rückgriff auf Coserius Vorschlag schon die Passgenauigkeit, mit der sich das moderne Rahmen-

⁵⁵ Eugenio Coseriu: Textlinguistik. Eine Einführung, hg. und bearb. v. Jörn Albrecht, 3., überarb. u. erweiterte Aufl., Tübingen, Basel 2004, S. 107.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Dafür bieten sich insbesondere jüngere Diskussionen zur Performativität mittelalterlicher Literatur an; vgl. Cornelia Herberichs, Christian Kiening (Hg.): Literarische Performativität. Lektüren vormoderner Texte, Zürich 2008, bes. die Einleitung der Herausgeber S. 9–21, hier S. 16: „Vormoderne literarische Texte sind hinsichtlich der kulturellen und sozialen Bedingungen ihrer Produktion und Rezeption durch eine Reihe von Besonderheiten charakterisiert. Stichworte wären: Vollzughaftigkeit, Gemeinschaftlichkeit, Situationalität, Einbettung in audio-visuelle, körperbezogene Kommunikationspraktiken, Inszenierungen und Ritualisierungen etc.“

konzept auf die mittelalterliche Bezeichnungspraxis übertragen lässt. Die Bedeutung von *sprichwort* wäre insofern mit ‚tradiertes Wort der kollektiven Rede, das bei passender Gelegenheit gesagt wird‘, zu umschreiben.

Dieser Bedeutungsansatz ist in seinen Einzelmerkmalen genauer beschreibbar. Zunächst anhand von Belegen, in denen *sprichwort* in Verbindung mit den Epitheta *alt*, *gemein* und *wâr* vorkommt (z.B. in Formulierungen wie *ein alt sprichwort giht*, *als ain gemein sprichwort ist* oder *als ein warez sprichwort giht*). Nicht immer auf Anheb ist in solchen Beispielen zu entscheiden, ob die Epitheta einen vorgegebenen Begriffsinhalt explizieren oder nur eine situationsgebundene Zuschreibung bestimmter Merkmale sind. Gewiss wird man für die Phase, in der sich *sprichwort* als Konzept- und Kennwort gerade erst etabliert, mit graduellen Übergängen zwischen Semantik und Pragmatik zu rechnen haben. Im Ergebnis führt der Prozess aber zu einer Bedeutung, für die das Moment der wiederholten und wiederholbaren Rede zentral ist. *sprichwort* verweist nämlich immer wieder auf eine kollektive Redepraxis, in der ein Text als stetig ‚wiederholte Rede‘ gebraucht wird, die ‚man spricht‘ und ‚sprechen hört‘ und die als ‚oft gesprochenes Wort‘ im Besitz ‚aller‘ ist:

*man spricht ain sprichwort, daz ôch wâr ist*⁵⁸

*Als man dicke höret sprechen
In iren sprichwortten die wijsen*⁵⁹

*des wir haben ain gemein sprichwort*⁶⁰

*Die werlt ein altz sprichwort hat*⁶¹

*Die lute hant ein sprich wort*⁶²

*Ein sprichwort habent die Swâb*⁶³

Nach Generalisierungsgrad und Trägergruppen variierend, wird die Sprechergemeinschaft durch das Indefinitpronomen *man* und das kollektive Personalpronomen *wir*, dann durch emphatische Kollektiva wie *liute*, *werlt* und die *wîsen*, aber auch konkret durch regionale Zuordnungen (die *Swâb*) bezeichnet. Träger des Textgebrauchs ist jedes Mal ein anonymes Kollektiv, das die zitierten Wendungen und Texte nicht selber hervorbringt, sondern als Tradition wiederholend bewahrt und gestaltet: *sprichwort* bezeichnet deshalb nicht den einmalig geschaffenen und durch

⁵⁸ St. Georgener Prediger (Anm. 39), Nr. 11, S. 32, v. 23f.

⁵⁹ Heinrich von dem Türlin (Anm. 32), v. 14824f.

⁶⁰ De amore deutsch. Der Tractatus des Andreas Capellanus in der Übersetzung Johann Hartliebs, hg. v. Alfred Karnein, München 1970, S. 71.

⁶¹ Teichner (Anm. 21), Nr. 311, v. 1–3.

⁶² Hugo von Langenstein: Heilige Martina, hg. v. Adelbert von Keller, Stuttgart 1856, 23a, v. 27.

⁶³ Ottokar (Anm. 51), v. 14864.

einen Verfasser autorisierten Text, vielmehr zielt das Wort auf die dauerhafte Präsenz im Vollzug kollektiven Sprechens, in dem Sprichwörter als allgemeiner Besitz einer Sprachgemeinschaft gelten. Damit ist die Existenzweise der Redeformen kenntlich gemacht: ihr Gesprochenwerden und ihre Zugehörigkeit zur Sphäre gemeinschaftlicher Rede.

Demgemäß begegnet regelmäßig der Hinweis auf die räumlich und zeitlich weite Verbreitung des *sprichwortes* – auf seinen ‚öffentlichen‘ Geltungsbereich. Als stabiles Merkmal erweist sich daneben seine auf den gewöhnlichen Lauf der Welt gerichtete *währheit*, die sich im Gebrauch immer wieder neu bewähren muss. Eine Textinstanz und Textautorität *sui generis* bezeichnet *sprichwort* schließlich in den Fällen, in denen es als grammatisches Subjekt und Nomen agentis verbaler Wendungen mit *jehen*, *sagen* oder *sprechen* auftritt. Beispiele dafür finden sich aber fast nur unter den frühen Belegen:

*als daz sprichwort dâ spricht,
daz ich sie beide minne
mit herzen und mit sinne*⁶⁴

*ouch ist ez, als daz sprichwort saget:
vremde scheidet herzenliep,
sô machet state manchen diep.*⁶⁵

In metaphorischer Lesart ist es das *sprichwort* selbst, das einen Spruch *giht*, *saget* oder *spricht*, das als anonyme Rede- und Autoritätsinstanz die Dignität und Wahrheit des zitierten Spruchs verbürgt. Wendungen dieser Art sind im Mittelalter nicht selten, doch meist auf Schrift und Buch bezogen (*diu schrift sprach, als uns diu schrift hat geseit*). In Korrespondenz zu diesen literaten Formen markiert die Wendung *daz sprichwort spricht* die kollektive Geltung der Redeformen, für das die Vokabel *sprichwort* wohl die markanteste Bezeichnung bot.

Während diese auf die gemeinschaftliche Wiedergebrauchsrede bezogenen Merkmale regelmäßig begegnen, stellen Hinweise auf die Sprachgestalt der Redeformen die seltenere Ausnahme dar. In Wittenwilers „Ring“ ist es *Her Colman*, der Gegenspieler von *alt fraw Laichdenman*, der seine Position in der Ehedebatte über eine Charakterisierung des Sprichworts formuliert:

*„Lengeu red stet übel an:
Dar umb so sag ich anders nicht
Dann kürtzeu wörter, die man spricht.
Daz gwärest sprüchwart daz ist daz:*

⁶⁴ Heinrich von Freiberg: *Tristan*, hg. v. Reinhold Bechstein, Leipzig 1877, v. 154–156.

⁶⁵ Ebd., v. 318–320.

*Einiger vatter fueret bas
Siben kinder durch einn gatter
Dann siben kinder einen vatter.*⁶⁶

Die Formulierung *kürtzeu wörter, die man spricht* nimmt den Sinn des einleitenden Sprichworts auf und umschreibt ihn dann in der Wendung ‚kurz gefasste Worte, die gängig und gefällig sind‘, wofür das folgende *gwärest sprüchwart* Beispiel ist. In dieser Verwendung hat die Vokabel *sprüchwart* die Bedeutung ‚kurzer, passender Spruch in allgemeinem Gebrauch‘. Wenngleich keinesfalls vage, sind solche textmorphologischen Bestimmungen jedoch nur ganz punktuell anzutreffen: Dem *sprichwort* wird ein bestimmter *witz* („Lehre, Weisheit“) oder *sin* („Bedeutung“) zugeschrieben, es wird als abgeschlossene Rede-, Text- und Sinneinheit betrachtet.⁶⁷ In synonymischer Gleichsetzung mit Ausdrücken wie *wiße rede* und *wechsselfred*⁶⁸ oder als Hyponym zu *rede, sage und wort*⁶⁹ erscheint es als kleine literarische Form.

Führt man die dem Belegmaterial abgewonnenen Merkmale zusammen, lässt sich aus den Verwendungen ein aus drei Bedeutungskomponenten zusammengesetztes Konzept erschließen. Dazu gehört 1. die Redeform des wiederholt gesprochenen Wortes, 2. die aus der Tradition einer Sprachgemeinschaft begründete Gebräuchlichkeit, 3. die Geltung als kollektiv verbürgte Wahrheit. Nach modernem Verständnis ist dies ein intensional wie extensional eher ‚vages‘ Konzept, das heterogene Redeformen umgreift. Aus einer historischen Perspektive hingegen fallen das klare pragmatische Profil und der diskursive Zuschnitt auf, den das anhand der Bezeichnung *sprichwort* generierte Text- und Verwendungswissen hat. Im Blick zu halten ist dabei stets die Tatsache, dass die Bedeutungskomponenten nicht als begrifflich explizit entwickeltes Konzept bezeugt, sondern nur implizit auf der Ebene der Wortverwendung zu fassen sind. Gleichwohl hat das Ergebnis den methodischen Vorzug der Rekonstruktion eines aus dem historischen Material ermittelten generischen Kennwortes, das so quellennah wie nur eben möglich an die Konzeptualisierung poetologischer Selbstbezeichnungen des Mittelalters heranführt.

4. Konkurrierende Bezeichnungen und alternative Verwendungsweisen

Diese Ergebnisse bedürfen weiterer Differenzierungen. Zum einen, weil *sprichwort* bis ins 16. Jahrhundert mit Bezeichnungen wie *altsprochen wort* oder *spruch* konkurriert. Zum anderen erscheint sein semantisch-pragmatisches Potential noch einmal in anderem Licht, wenn man alternative Verwendungsweisen einbezieht und

⁶⁶ Wittenwiler (Anm. 41), v. 3198–3204.

⁶⁷ Vgl. Ottokar (Anm. 51), v. 14867: *daz sprichwort unde sîn witze*; ebd., v. 79688f.: *ein altez sprichwort ... daz gêt ûf den sîn*.

⁶⁸ Vgl. De amore deutsch (Anm. 60), S. 158: *sprichwort vnd wechsselfred*.

⁶⁹ Vgl. ebd. S. 158, *so lat dise pewrische wort; wann ich wais wol, das mein red ewr gemut jnnwendig vasst erzürnt haben*; Teichner (Anm. 21), Nr. 121, v. 3f: *daz waz ein sprich wort ... und ist gar ein warew sag*.

deren Profil erfragt. Da für eine systematische Analyse beider Aspekte der Raum fehlt, beschränke ich mich auf zwei Bemerkungen:

Erstens: Bei näherem Hinsehen kann nicht die Rede davon sein, dass sich *sprichwort* bereits im 13./14. Jahrhundert als Bezeichnung breit durchsetzt.⁷⁰ Eine Bevorzugung gegenüber konkurrierenden Begriffen ist erst in dem Moment zu beobachten, in dem in der literarischen Praxis ein Interesse an einer distinkten und exhausten Benennung kleiner Redeformen entsteht. Ein solches Interesse ist im 16. Jahrhundert bei humanistischen und reformatorischen Autoren wie Heinrich Bebel, Johannes Agricola und Sebastian Franck zu verzeichnen. Bis dahin waren Ausdrücke wie *altsprochen wort*, *sage*, *sprichwort*, *spruch* oder *wort* synonymische Bezeichnungen. Anders als seine Konkurrenten erlaubte *sprichwort* allerdings immer schon die spezifischere Benennung und Identifizierung tradierter Redeformen. Ablesbar ist dies daran, dass *sprichwort* zwar gemeinsam mit *alt*, *gemein* und *wâr* eine feste Kollokationsklasse bildet, doch schon im 13. Jahrhundert oft ohne jeden spezifizierenden Zusatz verwendet wird. Gerade auch im Vergleich zu zweigliedrigen Fügungen wie *altgesprochen wort* oder *gemeiniu sage*, die auf die Aspekte der Temporalität und Usualität abstellen, ist es die prägnantere und semantisch präzisere Bezeichnung. Insofern ließe sich sagen, dass *sprichwort* als lexikalische Neuerung in eine Bezeichnungslücke eindringt, die mit dem zunehmenden Schriftlich- und Literarischwerden literarischer Kleinformen entsteht. In diesem diskursfunktionalen Kontext avanciert der Ausdruck *sprichwort*/Sprichwort zur Kennvokabel, bei der seit Beginn des 16. Jahrhunderts begriffliche Konzeptualisierungen ansetzen.

Zweitens: Das spezifische semantische Potential von *sprichwort* erschließt sich erst im gesamten Spektrum seiner Verwendungsweisen, deren Konstellation und allmähliche Entfaltung. Gerade dieser Aspekt aber hat bisher nur wenig Aufmerksamkeit erfahren.⁷¹ Für eine Untersuchung, die wortgeschichtliche Befunde und literarische Kommunikation zusammenführen will, ist er insofern von besonderem Interesse, als er über das poetologische Handlungspotential des Wortes Aufschluss gibt. Vermeintlich ephemere Lesarten des Wortes sollten dabei nicht vorschnell ausgeschlossen werden. Denn selbst okkasionelle Wortverwendungen und „semantische Eintagsfliegen“⁷² sind nicht selten Indiz für semantische Grenzen und Spielräume. Ich verweise auf vier Beispiele, von denen jedes eine eigene Lesart repräsentiert:

Lesart 1: *sprichwort* als Übersetzungswort₁ („Spruch“, „Satz“)

*Do von ist geschriben in dem buoche Salomonis von den sprichworten [PRV 18, 24]:
„Der man ist minnesam, der fruntschaft leistet dem menschen.“⁷³*

⁷⁰ Nach Mieder, Röhrich (Anm. 15), S. 1, setzt sich *sprichwort* bereits um 1200 „immer mehr“ durch.

⁷¹ Eine Ausnahme bildet der Artikel im Deutschen Wörterbuch (Anm. 18).

⁷² Fritz: Historische Semantik (Anm. 9), S. 68.

⁷³ Die Elsässische Legenda aurea, hg. v. Ulla Williams, Werner Williams-Krapp, Tübingen 1980, Bd. 1: das Normalcorpus, Nr. 42, S. 203.

sprichwort

Die mittelalterliche Tradition biblisch-gelehrter Bildung wird hier durch den Bezug auf König Salomon und das alttestamentliche „Buch der Sprüche“ aufgerufen. Auch das Vorkommen von *sprichwort* zusammen mit schriftkulturellen Ausdrücken wie *schriben* und *buoch* verweist auf diesen Kontext. Noch zusätzlich entspricht ihm die Verwendung des Wortes für die Übersetzung der Buchüberschrift des „Liber proverbiorum“. Das Beispiel belegt also die Verwendung von *sprichwort* als Übersetzungswort für *proverbium* im Sinne ‚Spruch‘ und ‚Sentenz‘.

Lesart 2: *sprichwort* als Übersetzungswort₂ (‚Gleichnis‘, ‚Bildrede‘)

*Ouch bin ich wurden ir sprichwort.
So wen sy von unselgen sayn,
In dem sprichworte si mich trayn
Und also under dem volke yen:
„Deme ist alsam Job geschen.“⁷⁴*

Früh bezeugt ist daneben die Lesart ‚zum Beispiel werden‘ oder ‚ins Gerede kommen‘, wie sie im Buch Hiob vorgeprägt ist (IOB 17,6 *Posuit me quasi in proverbium vulgi, Et exemplum sum coram eis.*). Im Kontext biblischer Texte übersetzt *sprichwort* das lateinische *proverbium* somit auch in den Bedeutungen ‚Gleichnis‘ und ‚Bildrede‘ (vgl. IOH 16,25; *Haec in proverbii locutus sum vobis*), obwohl dafür alternativ die Vokabeln *biredede*, *bispel* und *gleichnysz* zur Verfügung stehen.⁷⁵

Lesart 3: ‚Spottrede‘

*So mercket dise ler doch eben:
Hüt üch vor leichen, törn und effen,
Das man eüch nit wied wider treffen.
Wan sprichwort und gespei zu üben
Würd eüch zum lesten selbs betrüben.
Leüten das kümaul anzuhengen,
Macht an der lest nicht guts gedennen⁷⁶*

Ohne dass man einen genetischen Zusammenhang mit der Lesart ‚ins Gerede kommen‘ unterstellen kann, nimmt *sprichwort* in diesem Beleg pejorative Bedeutung im Sinne von ‚Spottrede‘ oder sogar ‚Schimpfwort‘ an.

⁷⁴ Hiob (Anm. 52), v. 11324–11328.

⁷⁵ Luthers Übersetzung des Johannes-Evangelium (16,25) ist daher als Ausnahme zu werten; vgl. D. Martin Luther: Die Deutsche Bibel, in: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar 1929 [Nachdruck 1968], Bd. 2, S. 391: „*Solchs hab ich zu euch durch sprichwort geredt. Es kompt aber die zeit / das ich nicht mehr durch Sprichwort mit euch reden werde / sondern euch frey heraus verkündigen von meinem vater.*“

⁷⁶ Hans Folz: Die drei Studenten, in: Ders.: Die Reimpaarsprüche, hg. v. Hanns Fischer, München 1961, Nr. 3, v. 494–500.

Lesart 4: ‚Frage‘ oder ‚Rätsel‘

*Zum czehenten mal mags geschechen Durch sprich wärtel, das eines des ander pebegt zu lusten. Also daz ains dem andern offt auf gibt zu raten vnd fragt vmb die ding vnd frag oder haben wol einen czymleichen syn. Aber dy wort sind vnerberg.*⁷⁷

*Czu hant ging Tharsya hen under czu dem betrubeten manne und satzte sich bi en unde sprach „sint dem male das du in dem betrubeten vinsterniß bliben wilt, so erlöbe mier das ich met dier reden mag und czu sprechene möge kumen. iß das du mine fragen unde vorlegunge ußrichst und ußleist, so wil ich mine straße geen: berichst du mich aber nicht miner frage adder retzel adder sprichwörter, so wil ich dier din geelt wedder geben unde wil mins weges geen.“ Appollonius der wolde sin geelt nicht weder, sunder wolde hörn ire kluge wiße rede unde sprichwörtere.*⁷⁸

Zu den durchweg späten und zudem nur schwach verbreiteten Verwendungen tritt schließlich noch die – erst in zwei Belegen – nachweisbare Lesart ‚Rätsel‘⁷⁹. Zu erklären ist sie am ehesten aus der Tradition der mittelalterlichen Weisheitsliteratur, in der Sprichwort, Spruch und Rätsel als zusammengehörig empfunden wurden. Anders als im Lateinischen, wo sich die Bezeichnungen *aenigma*, *parabola* und *proverbium* semantisch überschneiden⁸⁰, ist die Verwendung von *sprichwort* für *retzel* nur für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu belegen.

Insgesamt lässt sich somit ein Gerüst von vier Lesarten gewinnen, die im Zeitraum von 1200 bis um 1500 nachweisbar sind. Nach dem Grad ihrer Verbreitung und Konventionalisierung divergieren sie ebenso stark wie in ihren durch Kollokationen, Sprechhandlungen und kommunikative Kontexte bestimmten Merkmalsprofilen. Interpretieren lässt sich dieses Ergebnis zugleich im Sinne einer worthistorischen Entwicklung, in deren Verlauf *sprichwort* nicht nur als generische Bezeichnung vordringt, sondern auch sein Verwendungsspektrum ausgebaut wird. Die Verwendung als Übersetzungswort für *proverbium* ergänzt das Spektrum durch biblisch-gelehrte Kontexte, die pejorative Verwendung bringt einen speziellen Aspekt der Grundbedeutung ein, während die Lesart ‚Rätsel‘ den Aspekt der ‚Weisheitsrede‘ im Sinne typologischer Familienähnlichkeit akzentuiert. In diesem dynamischen Lesarten-Gefüge tritt das semantisch-pragmatische Profil der poetologisch-

⁷⁷ München, BSB, cgm 632, fol. 52^{rb}. Belegkontext ist eine Dekalog-Erklärung des Salzburger Pfarrers Hieronymus Posser. Der Text handelt von den Begierden des Sünders und bietet in diesem Kontext ein frühes Beispiel geistlicher Kritik am literarischen Typ des zweideutig-obszönen Rätsels, das sexuelle Konnotationen evoziert.

⁷⁸ Heinrich Steinhöwel: *Griseldis*. Apollonius von Tyrus, hg. v. Carl Schröder, Leipzig 1873, S. 66, Z. 11–20

⁷⁹ Nur der Apollonius-Beleg ist gebucht bei: Matthias Lexer: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum *Mittelhochdeutschen Wörterbuch* von Benecke – Müller – Zarncke, Leipzig 1876, Bd. 2, S. 1116.

⁸⁰ Vgl. zur mittelalterlichen Bezeichnungspraxis im geschichtlichen Kontext des deutschen Rätselbegriffs Tomas Tomasek: *Das deutsche Rätsel im Mittelalter*, Tübingen 1994, S. 73–102.

generischen Lesart schon aufgrund ihrer zeitlich wie räumlich ungleich größeren Verbreitung markant hervor.

5. Arbeit am poetologischen Begriff: Heinrich Bebel, Johannes Agricola, Sebastian Franck

Im 16. Jahrhundert, bei Heinrich Bebel, Johannes Agricola und Sebastian Franck, erscheint das Wort *sprichwort/Sprichwort* im Kontext literaturtheoretischer Überlegungen, die auf Geschichte und Begriff des Sprichwortes gerichtet sind. Maßgeblich orientiert am Vorbild der „Adagia“ des Erasmus von Rotterdam sammeln diese und weitere Autoren antike und einheimische, gelehrte und literarische Sprichwörter. Das Konzept eines gelehrten Sammelns, das, gattungspoetisch interessiert, die Eigenart des Sprichworts in seiner Differenz zu anderen Kleinformen erörtert, verändert in dieser Zeit die volkssprachliche Bezeichnungspraxis grundlegend und öffnet unter neuen Vorzeichen den Weg zur Arbeit am Begriff ‚Sprichwort‘.

In seinen zuerst 1508 bei Johann Grüninger in Straßburg gedruckten „*Proverbia germanica*“⁸¹ will Heinrich Bebel „die Ethik der alten Deutschen [...] in den Sprichwörtern aufweisen“⁸², die er allerdings ausschließlich lateinisch präsentiert. Johannes Agricola stellt sich mit seinen „*Drey hundert / Gemeyner Sprichwörter / der wir Deutschen uns gebrauchen / und doch nicht wissen woher sie kommen*“⁸³ in die Nachfolge von Erasmus und Bebel. Mit kulturpatriotischem Anspruch setzt er sich das Sammeln der *Deutschen sprichwortter*⁸⁴ zum Ziel, obwohl es schwierig sei, sie *nicht alleine zu schreiben / sondern auch zu deuten*.⁸⁵ Es gebe zwar keine Sammlung, wie Erasmus sie aus griechischen und lateinischen Schriftstellern zusammengestellt hat. Gleichwohl geht es ihm darum, die Sprichwörter der deutschen Sprache gleichrangig neben die seit *anbegynn der welt* gebräuchlichen *kurzte wort*⁸⁶ zu stellen. Dabei begreift Agricola Sprichwörter als einprägsame lebenspraktische

⁸¹ Heinrich Bebel: *Proverbia germanica*, bearb. v. Willem H. Suringar, Leiden 1879 [Nachdruck Hildesheim 1969].

⁸² Dieter Mertens: Heinrich Bebel, in: *Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon*, hg. v. Franz Josef Worstbrock, Berlin, New York 2008, Bd. 1, Sp. 142–163, hier Sp. 159f.; dazu eingehender Silvia Reuvekamp: *Heinrich Bebels Proverbia Germanica (1508). Zum Verhältnis von Latinität und nationalem Selbstbewusstsein im deutschen Humanismus*, in: *Humanismus in der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, hg. v. von Nicola McLelland, Hans-Jochen Schiewer, Stefanie Schmitt, Tübingen 2008, S. 333–345.

⁸³ Johannes Agricola: *Die Sprichwörtersammlungen*, hg. v. Sander L. Gilman, Berlin, New York 1971, Bd. 2, S. 321. Das Nachwort der Ausgabe stellt die drei Ausgaben der 1529, 1534 und 1548 gedruckten Sprichwörtersammlung Agricolas vor.

⁸⁴ Ebd., Bd. 1, S. 4; vgl. Heinz-Dieter Grau: *Die Leistung Johannes Agricolas als Sprichwortsammler. Ein Beitrag zur Sprichwortsammlung*, Stuttgart, Bad Cannstat 1968.

⁸⁵ Ebd., S. 3.

⁸⁶ Ebd.

Erfahrungs- und Lebensregeln (*gesetze und rechte / ynn kurtze wort verfasst / auff das man sie leichtlich behalten kunde*⁸⁷) und betont ihre rhetorische und ästhetische Qualität: *Also haben unsere alte Deutschen einfeltig geredt / und wenig wort gebraucht / auch wenig gesetze gehabt.*⁸⁸

Noch sehr viel gewinnen diese terminologischen Ansätze in Sebastian Francks letztem großen Buch Kontur – der Ausgabe seiner „Sprichwörter“⁸⁹ von 1541, in dem er das Wort *Sprichwort* als Bezeichnung für die *bey den alten* bekannte Weisheitsrede einführt:

*BEy den alten ist vnnnd heyyßt Sprichwort/ Ein kurtze/ weise klügred/ die summ eines ganzen handels/ gesatz odder langen sententz/ als der kern/ in ein engs sprichlin und verborgen grifflin/ gefaßt/ da mehr/ etwa anders verstanden dann geredt wirt. Vnd hat von Leren vnn Gsätzen disen vnderscheydt/ Daß Gsatz vnd Lere mit vil worten außgfalten/ den menschen werden fürtragen. Aber die rechten natürlichen Sprichwörter sind abkürtzt/ vnd seltsam gefunden/ mit einer figur vnnnd Tropo in ein summ begriffen/ Vnnnd ist bei allen Nationen vnnnd zungen die größt weißheytt aller weisen in solich hoffred vnnnd abgekürtzte Sprichwörter/ so die Griechen Apophthegmata, Paroemias, Die Latiner Dicteria vnd Prouverbia nennen/ als in einn verschlossen kasten/ alle irrdische vnd ewige weißheytt eingelegt.*⁹⁰

Die Abgrenzung der *rechten natürlichen Sprichwörter* stützt sich dann auf die prägnante Kürze des Sprichworts, in dessen figuraler und tropischer Sagweise sich die Instanz einer natürlichen Vernunft manifestiert.⁹¹ Selbst wenn Kleinformen wie Sentenz oder Sagwort begrifflich noch impliziert sind, ist dies der Ansatz für ein Gattungsverständnis, in dem spezifisch das Sprichwort, sein morphologischer *vnderscheydt von Leren vnnnd Gsätzen* (Kürze, Bildlichkeit) und seine Funktion als Erfahrungssumme konzeptualisiert sind.

Agricola und Franck greifen, wie es scheint, selbstverständlich auf den Ausdruck *Sprichwort* zurück und nützen ihn für ihre begriffliche Arbeit. So gewiss die humanistische Perspektive eine Zäsur setzt, so gewiss hat sie ihren wort- und begriffshistorischen Bezugspunkt in dem Ausdruck *sprichwort*. Von da erhellt der

⁸⁷ Ebd., S. 4.

⁸⁸ Ebd., S. 5.

⁸⁹ Sebastian Franck: Sprichwörter, hg. v. Peter Klaus Knauer, Bern u.a. 1993, Band 11: Sprichwörter (Berliner Ausgabe, Sektion Philologische Wissenschaften); vgl. dazu Ulrich Meisser: Die Sprichwörterammlung Sebastian Francks von 1541, Amsterdam 1974. Speziell zu der für Francks terminologische Entscheidungen grundlegenden Erasmus-Rezeption: Barbara Bauer: Die Philosophie des Sprichworts bei Sebastian Franck, in: Sebastian Franck, hg. v. Jan-Dirk Müller, Wiesbaden 1993, S. 181–221.

⁹⁰ Sebastian Franck (Anm. 89), S. 9.

⁹¹ Vgl. zu der bei Franck eingehend erörterten ästhetischen Qualität des Sprichworts auch Wilhelm Kühlmann: Auslegungsinteresse und Auslegungsverfahren in der Sprichwörterammlung Sebastian Francks (1541), in: Kleinstformen der Literatur (Anm. 54), S. 117–131.

Weg, den das Wort in die Frühneuzeit nimmt – hin zu der exklusiv auf einen bestimmten Redetyp spezialisierten Gattungsbezeichnung.

6. Vorläufige Schlussfolgerungen

Die mittel- und frühneuhochdeutschen Verwendungsweisen von *sprichwort* bilden – dies sollte deutlich geworden sein – eine zentrale Voraussetzung für diesen Weg:

1. Die Wortverwendung von *sprichwort* steuert dazu ein erstaunlich klar konturiertes generisches Konzept bei: Schon im Mittelhochdeutschen bezeichnet der Ausdruck einen Kollektivbegriff, der die besondere Existenzweise der zitierten Wendungen und Kleintexte als konzeptuellen Rahmen setzt und dem Begriff das gesamte Typenfeld kulturell tradierter Redeformen subsumiert. Dabei bezeichnet *sprichwort* zwar vorwiegend Sprichwörter und verwandte Spruchtexte, doch schließt das mit dem Ausdruck verbundene Konzept zugleich die vielfältigen Formen ‚wiederholter Rede‘ ein. Unter dieser Prämisse bewegen sich die Verwendungen des Wortes auf einer Skala, die von der Bedeutung ‚gebräuchliches Wort‘ bis zu ‚Sprichwort‘, ‚Sentenz‘ oder ‚Sinnspruch‘ reicht.
2. Diese Wortbedeutung konstituiert sich im Verwendungskontext von Rede- einleitungen, die das in der jeweiligen Äußerung angeführte Text- und Erfahrungswissen diskursfunktional mit Autorität ausstatten. Die performative Leistung der Formeln ist eben darin zu suchen, dass sie Sprichwort-Merkmale, deren Temporalität, Usualität und Dignität, in argumentativ nutzbare Geltungsaspekte überführen. Je konventioneller dieser Verwendungsmodus wird, desto klarer zeichnet sich die Tendenz zur Terminologisierung des Ausdrucks ab.
3. Das im Wort versprachlichte Konzept wird nicht analytisch ermittelt, sondern als begriffliche Größe vorausgesetzt. Nach ihrer Herkunft aus der Überlieferung sind Wort und Konzept traditionsgebunden, nach ihrer beglaubigenden Funktion sind sie diskursbezogen, nach dem Geltungsanspruch des ausgesagten Erfahrungs- und Handlungswissens allgemein zugänglich und vorthoretisch. Hinzu kommt allerdings ein generisches Wissen über den bezeichneten Redetyp und oftmals auch pragmatisches Wissen darüber, wie der Typ zu verwenden ist. Insofern tun sich anhand der Bezeichnung unterschiedliche Wissensebenen auf, die vielleicht beispielhaft ein alteritäres Sprach- und Textwissen repräsentieren.
4. Sprichwörter und verwandte Kleinformen in den Kontext literarischer Kommunikation einzuführen und den Maßstäben literaten Zitierens anzunähern, erweist sich als eine zentrale Leistung der Bezeichnung *sprichwort*. Darin kommt das Interesse zur Geltung, die sprachlichen Formen gemeinschaftlicher Wiedergebrauchsrede als eigenständigen Redetyp in der volkssprachlichen Literatur zu etablieren. Dieser Prozess gewinnt im 13. Jahrhundert an Intensität und Dynamik. *sprichwort* kommt in dieser Zeit als semantische Neuerung auf und liefert dem Prozess eine Kennvokabel. Die zu Beginn des 16. Jahrhunderts einsetzende Terminologisierung schließt daran an und begründet so eine neuzeitliche Wortkarriere.

Kurt Gärtner

benamen – die Geschichte eines Lieblingswortes Hartmanns von Aue

Den Gegenstand meines Beitrags behandle ich in drei Schritten: Zunächst gehe ich der Geschichte von *benamen* bis zu seiner Verwendung in Hartmanns „Erec“ nach, danach verfolge ich die neuen Verwendungsweisen, die durch den „Erec“ in der mhd. Literatur populär wurden, und schließlich gehe ich auf die Rezeption von *benamen* in der Folgezeit ein. Die Belegzitate versuche ich so weit wie möglich auf die Handschriften zurückzubeziehen, um damit einem insbesondere von Klaus-Peter Wegera immer wieder propagierten methodischen Prinzip zu huldigen¹, nämlich die handschriftliche Überlieferung als das genuine Feld des Umgangs mit mittelalterlichen Texten nicht aus den Augen zu lassen.

1. *benamen* bis zur Verwendung bei Hartmann

Das mhd. Adverb *benamen* ist entstanden aus der Verbindung der Präposition *bî* mit dem Dativ *namen* des schwachen Substantivs *name*. Im Ahd.² ist die Präpositionalphrase *bî namen* als fakultative Ergänzung zum Verbum *nemmen/nennen* (got. *namnjan*) belegt, z.B. bei Otfrid in der Wendung *bî namen nemmen/nennen* ‚beim/mit Namen nennen, namentlich‘ V 7,55 in der vom Dichter autorisierten Wiener Handschrift V (cod. 2687,161^r; um 870)³:

¹ Klaus-Peter Wegera: Grundlagenprobleme einer mittelhochdeutschen Grammatik, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hg. v. Werner Besch u.a., 2. Aufl., Berlin, New York 2000, Bd. 2, S. 1304–1320; ders., Sandra Waldenberger: Deutsch diachron. Eine Einführung in den Sprachwandel des Deutschen, Berlin 2012; ders., Simone Schultz-Balluff, Nina Bartsch: Mittelhochdeutsch als fremde Sprache. Eine Einführung für das Mittelhochdeutsche, 2. Aufl. Berlin 2013; ders.: Interrogatio Sancti Anselmi de Passione Domini, deutsch. Überlieferung – Edition – Perspektiven der Auswertung. Veröffentlichungen der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste, G445, Paderborn 2014; ders.: *vnd machet sie mit gehenden augen blind*. Zum Problem von Editionen als Datenquelle für sprachhistorische Untersuchungen, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 134, 2015, S. 77–95.

² Alle ahd. Belege jetzt bei Hans Ulrich Schmid (Hg.): Althochdeutschen Wörterbuch, Berlin 2014, Bd. VI, Lieferung 12–14, Sp. 1050.

³ Zitiert nach der diplomatischen Transkription in der Ausgabe Otfrid von Weißenburg: Evangelienbuch, Tübingen 2004, Bd. I: Edition nach dem Wiener Codex 2687, Teil 1: Text, hg. v. Wolfgang Kleiber unter Mitarbeit v. Rita Heuser (im Zitat langes *l* durch

Bi námen er sa nánta · joh sí nan sar irkánta

Beim Namen er (Jesus) sie (Maria Magdalena) nannte, und sie erkannte ihn sogleich (Joh 20,16)⁴

Im Späthd. wird die Verbindung von Präposition und Substantiv adverbialisiert und ist als Adverb zu *nemmen* in der St. Galler Hs. von Notkers Psalter (= R, Stiftsbibl., cod. 21, S. 531; 1. Drittel 12. Jh.; geschrieben in Einsiedeln) in der Übersetzung von Ps 146,4 belegt⁵:

*Qui numerat multitudinem stellarum · et omnes nomine suo uocat ·
Der dero heiligon zála uueíz unde sie alle benamen némmet*

Notker gebraucht *benamen* ‚beim/mit Namen, namentlich‘ auch mit anderen Verben, z.B. noch Ps 48,12 mit *harên* ‚beim Namen rufen‘; in der St. Galler Hs. des „Martianus Capella“ (J = cod. 872, S. 58; 11. Jh., geschrieben in St. Gallen)⁶:

*Ingressuros etiam cunctos · nominatim uocabat fama · praeconans ·
Alle die dár in gân sóltôn · die uuísta be|námen⁷ dára in fama lúto rüofendiu*

Alle, die da hineingehen sollten, die führte namentlich laut aufrufend Fama hinein.

An einer weiteren Stelle im „Martianus Capella“ ist die Verbindung *benámen skéiden* (*nominatim distinguere*) ‚namentlich unterscheiden‘ belegt.⁸ Nach Ausweis der autornächsten Notker-Hs. war die adverbialisierte Form *benamen* in St. Gallen im 11. Jh. gebräuchlich.

rundes *s* ersetzt); vgl. Otfrids Evangelienbuch, hg. v. Oskar Erdmann, 6. Aufl. bes. v. Ludwig Wolff, Tübingen 1973 (ATB 3).

⁴ Weitere Otfrid-Belege für die Verbindung *bí namen nennen* V 8,29.30 in der Auslegung der zitierten Stelle V 7,55; in der Verbindung mit *bí namen thara-zellen* ‚namentlich dort-hin zählen‘, d.h. ‚zu den in den Himmel Aufgenommen rechnen‘ III 26,63 und *bí namen wízzén* ‚namentlich kennen‘ V 8,37.

⁵ Zitiert nach der Hs.: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/csg/0021/531/medium>; die Ausgabe von Petrus M. Tax: Notker der Deutsche, Der Psalter. Psalm 101–150, Die Cantica und die katechetischen Texte, Tübingen 1983, Die Werke Notkers des Deutschen 10 (ATB 93), ist nicht verlässlich, sie gibt alle Notker-Belege (Anm. 2) mit *be namen* wieder.

⁶ Zitiert nach der Hs.: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/csg/0872/55/small>; die Ausgabe von James C. King: Notker der Deutsche, Martianus Capella, De nuptiis Philologiae et Mercurii, Tübingen 1979, Die Werke Notkers des Deutschen 4 (ATB 87), S. 55,7f., führt gegen die Hs. Trennstriche ein und markiert die Zusammenschreibung von Wortformen durch Bindestriche.

⁷ In der Hs. sind *be* und *námen* durch das Zeilenende getrennt; Trennstriche werden in der Hs. nicht verwendet, die Worttrennung am Zeilenende kann ohne Markierung auch mitten in der Silbe erfolgen.

⁸ S. 163,21 nach der Ausgabe von King (Anm. 6).

In der Verbindung mit den Verben *nennen* und *heizen* erscheint dann im Mhd. wie in den Notker-Hss. die abverbialisierte Form *benamen* in der Bedeutung ‚beim/mit Namen, namentlich‘, zuerst in der jetzt um 1120 datierten „Altdeutschen Exodus“ v. 258⁹, wo es um die Namengebung für das aus dem Wasser geretteten Kind Moses geht:

si (die Pharaotochter) *beualch ir* (der Amme) *den wëningen iungelinch*
unde nante in Moysen unde ire chint,
daz chuît: uon dem wazzere ich in nam,
er heizet Moyses penamen.

penamen ist die Form von W (Wien, cod. 2721; letztes Viertel 12. Jh.; bair.), der älteren der beiden Hss., die den Text überliefern, die etwas jüngere, die Millstätter Hs. K (Klagenfurt, Landesarchiv, cod. GV 6/19; um 1200; bair.), hat v. 258 *er heizet er [sic!] benamen*.

In der ebenfalls in der Millstätter Hs. überlieferten „Hochzeit“, einem um 1160 datierten allegorischen Gedicht, heißt es am Schluss in der Darstellung der Befreiung Adams aus der Hölle durch den Auferstandenen v. 1022¹⁰:

benamen er (Christus) *in* (Adam) *do nante*.

In einem ähnlichen Beleg aus der Crescentia-Legende der um 1140/50 entstandenen „Kaiserchronik“ überliefert der Text der Vorauer Hs. V (Vorau, Cod. 276; 4. Viertel 12. Jh.; bair.) nach der Ausgabe Edward Schröders v. 12768¹¹:

binamen er si nante

Die Form *binamen* stimmt mit V überein; sie wird vor allem in Gottfrieds „Tristan“ mehrfach wieder begegnen. Die Formvarianten in den späteren Hss. der „Kaiserchronik“ sind aufschlussreich: *bei dem namen* hat die Hs. Nr. 2 bei Schröder (München, cgm 37; 2. Viertel 14. Jh.; bair.), die Hs. Nr. 4 bei Schröder (Heidelberg, cpg 361,77^{va}; Mitte 13. Jh.; hess.), welche die Grundlage für Massmanns Ausgabe war¹²,

⁹ Die altdeutsche Exodus. Untersuchungen und kritischer Text, hg. v. Edgar Papp, München 1968 (Medium Aevum 16).

¹⁰ Die Hochzeit, in: Kleinere deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts, nach der Auswahl v. Albert Waag, neu hg. v. Werner Schröder, Tübingen 1972 (ATB 71/72), S. 136–170.

¹¹ Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen, hg. v. Edward Schröder, Hannover 1892 (MGH Deutsche Chroniken I,1) [Nachdr. Dublin, Zürich 1964, 1969, München 1984].

¹² Der keiser und der kunige buoch oder die sogenannte Kaiserchronik. Gedicht des zwölften Jahrhunderts, zum ersten Male hg. v. Hans Ferdinand Massmann, 3 Bde. Quedlinburg, Leipzig, Bd. 1–2 1849, Bd. 3 1854 (Bibliothek der gesammten deutschen National-Litteratur 4,1–3).

hat: *bi namen*, die adverbialisierte Form erscheint also in den jüngeren Hss. wieder aufgelöst in Präposition und Dativ.

Die Verbindung mit *nennen* ist auch im „Rolandslied“ belegt in der Rede des sterbenden Roland, in der er sein Schwert Durndart preist, das von einem Engel Gottes dem Kaiser Karl verliehen worden war zur Weitergabe an Roland *ze beschirmen witewen unt waisen*. Die Stelle im Text der Heidelberger Hs. P (cpg 112; um 1200; bair. mit md. und nd. Spuren) lautet v. 6863ff.¹³:

*ein engel dich (Durndart) minem herren (Kaiser Karl) brachte.
gnadiclichen er (der Engel) min gedachte,
benamen er mich nante:*

Die Form *benamen* erscheint im Alemannischen in den „Zürcher Predigten“ (Zürich, cod. C 68, 106^{tb}; Ende 12. Jh.; alem.) in Predigt 1, einer Engellehre. Der Beleg nach der genauen Transkription der Hs. im „Korpus der Mittelhochdeutschen Grammatik“ (Sigue PrZü) lautet¹⁴:

*In dirre werlte möz man die lvte benamen nemmin od^f niemā
neweiz wen man neimit¹⁵*

Die Hs. der „Zürcher Predigten“ entstand in der Lebenszeit Hartmanns in seinem Herkunftsraum, die adverbialisierte Form *benamen* dürfte ihm daher vertraut gewesen sein, jedoch wohl nur aus der bis dahin mehrfach belegten Wendung *benamen nennen*. Durch sie ist die Geschichte der adverbialisierten Form *benamen*, *binamen* bis um 1180, als Hartmann sein Frühwerk, den „Erec“ und die „Klage“ verfasste, ausschließlich bestimmt. Das Adverb mit seiner seit Notker bezeugten Bedeutung ‚mit Namen, namentlich‘ wird auch danach noch verwendet.

Zu den ältesten Belegen, die noch vor dem „Erec“ datiert werden und die auf einen neuen Gebrauch von *benamen* hindeuten könnten, gehört eine Stelle aus Heinrich von Veldekes „Eneit“. Auf den Rat des Drances, dass Turnus und Eneas durch

¹³ Das Rolandslied des Pfaffen Konrad, hg. v. Carl Wesle, 3., durchgesehene Aufl. besorgt v. Peter Wapnewski, Tübingen 1985 (ATB 69).

¹⁴ Zürcher Predigten, in: Altdutsche Predigten und Gebete aus Hss. gesammelt und zur Herausgabe vorbereitet v. Wilhelm Wackernagel, Basel 1876 [Neudr. Darmstadt 1964, Hildesheim, New York 1964] I–XII, S. 3–32, hier S. 5, Predigt I, Z. 84ff. Zum „Korpus der Mittelhochdeutschen Grammatik“ s. http://www.ruhr-uni-bochum.de/wegera/archiv_1.htm.

¹⁵ Vgl. zu dem Beleg Sandra Waldenberger: Präpositionen und Präpositionalphrasen im Mittelhochdeutschen, Tübingen 2009 (Studien zur Mittelhochdeutschen Grammatik 3), S. 142, Anm. 191: ‚*bi namen* steht hier nicht in der z.B. von WMU angegebenen Bedeutung ‚namentlich, vor allem‘ (vgl. WMU, s. v. *bī*), sondern in Verbindung mit *nemen* vermutlich im Sinne von ‚für wahr‘. Das Verbum lautet jedoch nicht *nemen* ‚nehmen‘, sondern *nemmen*, die assimilierte Form aus ahd. *nemjan* ‚einen *namen* geben, nennen‘, mit der mhd. Variante *nennen*. Es handelt sich um einen weiteren Beleg für die Wendung *benamen nennen*. – *neimit* ist wohl Verschreibung für *meinit*.

einen Zweikampf, der als Gottesurteil zu werten wäre, entscheiden sollten, wem Lavinia gehöre, heißt es im Text nach der Berliner Bilderhandschrift B (= mgf 282; um 1220; bair. mit ostalem. Spuren), der ältesten, einigermaßen vollständigen Hs. des Werkes, v. 8626¹⁶:

*do sprachen si alle benamen (schamen):
arme unde riche,
einmütecliche . . .
daz daz güt ware,*

benamen ist nur durch B und die verwandte Hs. M (cgm 57; Anf. 14. Jh.; südbair.) bezeugt; die übrigen Hss. haben auf das Reimwort (*ge*)*schamen* als einziges noch mögliches Reimwort die Lesart *samen*, ein passendes Äquivalent, das aber von Hartmann und anderen im Reim gemieden wird; in der Verbindung *alle samen* ist es allerdings in der „Eneit“ auch im Reim geläufig.¹⁷ Aus der abweichenden Bezeugung geht hervor, dass der Text wohl auf die hochdeutsche Bearbeitung der „Eneit“ zurückgehen könnte. Die Kontextbedeutung für *alle benamen* ‚alle einzeln‘ schließt durchaus die Bedeutung ‚alle mit Namen, namentlich‘, die die bisher besprochenen Belege aufweisen, nicht gänzlich aus.

Ein weiterer Beleg für *benamen* aus der Überlieferung der „Eneit“ ist nur durch Hs. B bezeugt. Von den Boten des Eneas, als sie Karthago erblicken, heißt es v. 433ff.:

*Do di boten komen dar
und si der burch wrden giwar
und sie si ane sahen, 435
benamen si des iahen, 436
si negesehen schoner burch nie, 436a
und fragiten livte hie 436b
vmbe di burch mare, 437*

Der entsprechende Text in der Ausgabe von Gabriele Schieb und Theodor Frings, der auf der übrigen Überlieferung basiert, hat dagegen v. 435f.:

*Ende si si rechte besagen (Hs. G sie si ane gesehen, h sy rechte besahen)
du begunden si vragen*

¹⁶ Heinrich von Veldeke: Eneasroman. Die Berliner Bilderhandschrift mit Übersetzung und Kommentar, hg. v. Hans Fromm, mit den Miniaturen der Handschrift und einem Aufsatz v. Dorothea und Peter Diemer, Frankfurt/Main 1992 (Bibliothek des Mittelalters 4).

¹⁷ Henric van Veldeken: Eneide, Bd. I: Einleitung, Text, hg. v. Gabriele Schieb, Theodor Frings, Berlin 1964 (DTM 58); Bd. II: Untersuchungen, v. Gabriele Schieb unter Mitwirkung v. Theodor Frings, Berlin 1965 (DTM 59); Bd. III: Wörterbuch, v. Gabriele Schieb mit Günter Kramer und Elisabeth Mager, Berlin 1970 (DTM 62), S. 386f.

Die Fassung von B ist sekundär und gewiss später, denn um den im Oberdeutschen unreinen Reim *gesâgen* (obd. *gesâhen*) : *vrâgen* zu beseitigen, wurde vom Bearbeiter der B-Fassung ein Reimpaar hinzugefügt, das mit dem aus dem „Iwein“ v. 2374 geläufigen Vers *benamen si des jâhen* gebildet ist.¹⁸ Die beiden Belege aus der Überlieferung der „Eneit“ stammen vermutlich aus der Zeit nach Fertigstellung des Werkes am Thüringer Hof (nach 1183). Veldeke hat mit der Etablierung von *benamen* in der im „Erec“ zuerst gebrauchten Verwendung nichts zu tun.

2. Eine neue Verwendungsweise von *benamen* bei Hartmann

In dem um 1180 entstandenen „Erec“ ist *benamen* 29 Mal belegt¹⁹, allerdings nicht mehr in der Bedeutung ‚mit Namen, namentlich‘ und in der engen Verbindung mit *nennen* oder *heizen*, sondern überwiegend in Beziehung auf den ganzen Satz, als Satzadverbiale²⁰ also, und in der im „Mittelhochdeutschen Wörterbuch“ von Benecke/Müller/Zarncke²¹ angegebenen Hauptbedeutung: ‚recht eigentlich, genau so wie es gesagt ist, im vollen sinne des wortes. vgl. Gr. 3,150.²² eine betheuerung²³ ist es eigentlich nie, obwohl es zuweilen ganz ähnlich gebraucht zu werden scheint‘. Im Adverb *benamen* erscheint die Bedeutung ‚Name‘ abgeschwächt und daneben findet ‚sich eine abgezogenere bedeutung, als der gehalt der worte mitbringt‘, wie Jacob Grimm den Vorgang der Adverbialisierung beschreibt.²⁴ Der im Alt- und Mittel-

¹⁸ Vgl. Lanzelet v. 6827 *wan die des benamen jâhen*; Strickers Karl v. 11234 *benamen si alle jâhen*. – Zu den zitierten Editionen, sofern nichts weiter angegeben, s. das Quellenverzeichnis des neuen Mittelhochdeutschen Wörterbuchs [im Folgenden: MWB], Bd. 1ff., Stuttgart 2013ff.

¹⁹ Erec, v. 487, 1172, 1922, 2451, 3042, 3687, 3756, 3930, 3975, 4132, 4703, 5369, 5840, 6192, 6263, 6423, 6801, 7802, 7807, 7917, 7935, 7995, 8050, 8382, 8394, 8499, 9242, 9795, 10090.

²⁰ Vgl. Hans-Werner Eroms: *Syntax der deutschen Sprache*, Berlin, New York 2000, S. 222ff.

²¹ *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Mit Benutzung des Nachlasses v. Georg Friedrich Benecke, ausgearb. v. Wilhelm Müller und Friedrich Zarncke, 3 Bde. in 4 Teilen, Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854–1866 mit einem Vorwort und einem zusammengefassten Quellenverzeichnis v. Eberhard Nellmann sowie einem Alphabetischen Index v. Erwin Koller, Werner Wegstein, Norbert Richard Wolf, Stuttgart 1990, 5 Bde., hier Bd. II, S. 308. Online s. www.mwv.uni-trier.de.

²² Verweis auf Jacob Grimm: *Deutsche Grammatik*, Dritter Theil. Neuer vermehrter Abdruck besorgt durch Gustav Roethe und Edward Schröder, Gütersloh 1890, S. 143ff. Die Seitenzahl 150 bezieht sich auf die 1. Ausgabe, die im neuen Abdruck am Außenrand mitgeführt wird.

²³ Gemeint sind mit Verben des Schwörens, Beteuerns, Mahnens u.ä. verbundene Präpositionalphrasen, die z.B. mit *bî* eine Berufungsinstanz bezeichnen: *daz swere ich bi mime gote* Herbort 443, weitere Belege s. MWB (Anm. 18), Bd. 1, Sp. 775 (unter 7.9).

²⁴ Grimm (Anm. 22), S. 143; die Beispiele für *benamen* im Ahd. und Mhd. S. 146f.